2bdr.

Em

Der

zerrissene Dreiklang.

Roman

aus dem Leben eines Musikers

von

Moritz Horn.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1867.

„In den Stürmen des Ungemachs erstarkt, was in den lauen Lüften des sorgenlosen Glückes nicht gedeihen will.“

„In der Liebe thut sich der Mensch hervor, und wie sie zuerst erwacht und geweckt wird, das entscheidet oft über das ganze Leben des Menschen.“

Erstes Capitel.

Wer hätte Thüringen bereist, und erinnerte sich nicht mit wahrhafter Seelenfreude der vielen Partieen, welche durch ihre Anmuth das Herz mit stillem Entzücken erfüllen, jener Partieen, die besonders durch den lieblichen Vordergrund von so ergreifender Wirkung sind, weil dieser, von sanfterem Laubgrün, von herrlicher Wiesenpracht gebildet, an eine größere Hochwaldlandschaft sich anlehnt, die Schönheit im Schutze der Kraft. Wer erinnerte sich nicht der hochromantischen Schönheiten des Schwarzathales mit der zu fast melancholischen Gefühlen stimmenden Aussicht in die Biegungen der engen, waldigen Thalschlucht? Wer nicht des Stammschlosses der schwarzburgischen Fürsten? Aus dunkler, dichter Laubwaldung schaut es herab von einem hohen, fast steilen Berge, den die klare Schwarza auf drei Seiten umrauscht, herrliche

Wiesenräume ziehen sich um einen großen Theil des Schloßberges. Auf der anderen Seite ruhet, tief im Thal, in friedlicher Einsamkeit das kleine Dorf, welches den gleichen Namen des Schlosses führt, mit einer einfachen, hölzernen Kirche, umgeben von einem Friedhofe, welcher von oben herab gesehen einen höchst malerischen Anblick gewährt, dazu die feierliche Stille des Forstes, die erhabene Pracht des Buchenwaldes und die ernst monotone Musik der rauschenden Schwarza.

So befänden wir uns denn auf dem ersten Schauplatz unserer Erzählung. Ein herrlicher Morgen verklärt die Gegend mit jenem zauberhaften Schein, der uns bis in das Herz hinein leuchtet. Ruht hier nur ein kleiner Keim zu Sang und Lied, so blüht er auf bei so gesegnetem Morgen.

Obschon der heutige Tag weder ein Sonn- noch ein Festtag ist, so vernehmen wir doch das Geläute der Glocken, wir sehen die Pforten der Cantorwohnung mit Guirlanden und Kränzen geziert, wir begegnen festlich geschmückten Bewohnern des Dorfes und einem langen Zug, angeführt von einem ländlichen Musikchor. Was bedeutet das? Das kleine Dorf holt seinen neuen Cantor und

Lehrer ein, Freude und Jubel ist deshalb überall, ja man möchte behaupten, daß heut kein trauerndes Herz im ganzen Orte gefunden werde. Keins? Doch eins.

Verlassen wir den Zug und wenden uns nach dem Friedhofe, dessen Pforten offen stehen, weil der Lautemann über den Gottesacker zur Kirche gehen mußte, so sehen wir an einem Grabe, geschmückt mit einem blühenden Rosenstrauch, eine weibliche, schwarz gekleidete Figur knieen. Ueber sie herab läßt eine junge, neugepflanzte Trauerweide die Zweige wehen. Wer ist das in Jammer und Thränen aufgelöste Weib? Eine junge Witwe.

Den das Dorf unter Jubel heut einholen will, ist der Nachfolger im Amte dessen, dem das Thränenopfer am Grabe gilt. Einst ging auch ihm, der nun da unten gebettet ruht, ein solcher Zug entgegen, einst hatte auch für ihn das Haus, in dem er leben, wirken, an der Seite eines blühenden Weibes glücklich sein sollte, mit Blumen sich geschmückt und mit Kränzen, und nun? All' das Glück, — wohin? Wie Spreu vom Winde verstreut. So nahe bei einander auf der Erde liegen Freud' und Schmerz! Das trauernde Weib

hat das Grab und den Kirchhof verlassen, in den Zweigen des Baumes flüstert es wie Geistesgruß: Hab' Dank für Deine Liebe. — —

Jetzt schweigen die Glocken, der Erwartete ist also eingetroffen. Wirklich halten auch vor dem Schulhause zwei Wagen mit den Habseligkeiten des neuen Cantors beladen. Das ältere Meublement läßt sich von dem neueren deutlich unterscheiden, jenes hat bereits der Candidat sich angeschafft, es ist anspruchlos genug, dieses gehört zur Ausstattung der jungen Frau, die er, zu dem Amte hieher berufen, vor wenigen Tagen heimgeführt hat.

Der von der Liebe der Dorfbewohner treuherzig Empfangene hat für das Gute, das er bereits „unverdient" erhalten, in warmer Ansprache gedankt, er ist gegenwärtig beschäftigt, die Geräthschaften und Meubel, welche dienstwillige, im Eifer sich überbietende Hände von den Wagen in das Haus befördern, zu ordnen und jedem seinen bestimmten Platz anzuweisen.

Der Tag ist unter solcher Beschäftigung zu Rüste gegangen, aus dem tiefblauen Himmel treten die Sterne, der Mond gleitet unter ihnen dahin, Ruhe lagert über dem Dorfe.

Im Gefühl, den eigenen Herd sich gegründet zu haben, dem beseligendsten, was der Mensch hat, weil er nun weiß, wofür er leben und wirken soll, schließt unter dem heimischen Dache das junge Paar die Augen zum Schlummer und freundlichen Traum.

Gestatten wir uns jetzt einen Rückblick in die Vergangenheit der beiden Gatten.

Zwei kleine Stunden von ** liegt eine artige Meierei, „der Rabenstein." Den Grund, weshalb das anmuthige Besitzthum gerade diesen Namen hat, kennt man nicht.

Wenn wir die Besitzung so eben eine anmuthige nannten, so haben wir ein vollkommenes Recht dazu; das stattliche Herrenhaus liegt mitten in einem Parke, durch den hindurch vielfache Wege angelegt sind, jeder derselben führt zu einer Augenweide, hier ist es eine künstlich gebaute Grotte, dort eine beschattete Bank, weiter eine Anhöhe, von welcher aus man einen Blick auf die zur Meierei gehörigen Acker und Wiesen hat, so wie auf einen Teich, in den jener kleine Bach sich verliert, der

durch die Melodie seines murmelnden Wassers die Stille des Parkes belebend unterbricht.

Im Seitengebäude des Herrenhauses erfreut uns namentlich ein Fenster im Erdgeschoß; ist es gleich wie die übrigen zum Schutz und zur Sicherheit mit schwarzen Eisenstangen vergittert, so geben ihm doch die dort aufgestellten Topfgewächse aller Art, in denen das blühendste Blumenleben gedeihlich sich entfaltet, ein erfreuendes Aussehen. Betreten wir den inneren Raum, so heimelt es uns an, wie den Faust in Gretchen's Zimmer, denn alles, was wir hier wahrnehmen, alles, das Kleinste selbst erfreut uns; es ist so lauschig und traut, daß wir hier „volle Stunden säumen" möchten.

Diese Wohnung gehört der jugendlichen Beschließerin des Hauses, Clara Wessel. Das junge Mädchen hat unter Anleitung ihres nunmehr längst verstorbenen Vaters die Landwirthschaft erlernt, steht schon seit geraumer Zeit dem Haus- und Wirthschaftswesen hier vor und wird nicht als dienende Person, nein, als Glied der Familie angesehen. Und in der That verdient sie diese Auszeichnung, denn in dem schönen Körper wohnt eine schöne Seele. Man brauchte nur in das tiefblaue

Auge, in das offene, stets freundliche Gesicht zu blicken, um das Mädchen sofort recht lieb zu gewinnen.

Jemand, der in der einen Oberstube des Seitengebäudes wohnte, hatte in dieses Auge, in dieses Gesicht geblickt und Clara so lieb gewonnen, daß ihr Bild ihn nicht mehr verlassen wollte. Es war der Hauslehrer und Informator der Söhne des Hauses, Reinhold Willig, ein talentvoller, junger Mann von nicht gewöhnlichen Kenntnissen und Fertigkeiten in der Musik, ja, unter angenommenem Namen hatte er bereits ein Heft Lieder erscheinen lassen. Dieses sollte Bedeutsamkeit für sein ganzes Leben erhalten.

Eines Tages war Clara schnell aus ihrem Zimmer gerufen worden, in der Eile hatte sie die Thür offen gelassen. Reinhold, der vorüberging, konnte sich nicht versagen, einzutreten. Auf dem Notenpulte des kleinen unbedeutenden Claviers lag aufgeschlagen sein Liederheft. Welche Seligkeit empfand er!

„Also sie singt, sie singt deine Lieder, ihre Brust bewegt, was du in stillen Stunden geschaffen. Ist das nicht eine goldene Brücke, welche sich zwischen uns aufbaut? sollte ich sie nicht be-

treten, um hinüber zu wandeln auf das schimmernde Eiland, wo mein ersehntes Glück wohnt?

Vertieft in diesen Gedanken vergaß er ganz, wo er sich befand, unwillkürlich setzte er sich an das Instrument, spielte die Lieder durch und verlor sich endlich so in das Phantasiren, daß er nicht bemerkte, wie Clara längst in die Thür getreten war und seinem Spiel mit gespannter Aufmerksamkeit und hochklopfendem Busen zuhörte.

„Nicht wahr," fragte sie aus vollster Brust aufathmend, „diese sind tief empfundene Lieder, sie schuf das Herz, bei aller ihrer Einfachheit wie schön, wie ergreifend! Glückseliger Mann, den Gott so begabte, daß er Herzen erfreuen darf mit seinem Talent."

Reinhold's Angesicht verklärte sich. Wer wäre nicht entzückt, wenn der Mund eines Wesens, das wir lieben, unser Lob ausspricht?

„So möchten Sie wohl den Componisten dieser Lieder kennen lernen?" fragte er.

„Ja, gewiß, ich wollte ihn auch recht lieb haben."

Sie erröthete, als sie die Worte ausgesprochen hatte, und schlug den Blick zu Boden. Liebreizender als je erschien sie in dieser mädchenhaften Verlegenheit.

„Wenn nun diese Lieder von mir herrührten, würden Sie mich auch recht lieb haben?"

Sie schlug das Auge zu ihm auf, und mit aller jener Innigkeit, welche ein weibliches Herz erfüllt, flüsterte sie kaum hörbar: „Gewiß."

Wir brauchen wohl kaum zu erinnern, daß auch Clara an dem jungen Mann vom ersten Tage seines Eintrittes in das Haus an jenes Interesse genommen hatte, welches vorausgeht, der Liebe im Herzen eine Stätte zu bereiten. Es sind das jene räthselhaften Sympathien unseres Gemüthslebens, deren Lösung zwar versucht, aber eben so wenig gefunden worden ist, als sie überhaupt je gefunden werden kann.

Seit jener Begegnung im Zimmer trafen sich die Beiden, anscheinend aus Zufall, richtiger gesagt, von der unsichtbaren Allmacht der Liebe geführt, in dem Park, und hier sprach in der glückseligsten Stunde, die über den Menschen kommt, beider Mund das aus, was dem Herzen längst kein Geheimniß mehr war.

Seit Reinhold aus Clara's Munde das Wort der Verheißung: „Ich bin Dein," vernommen hatte, strebte er mit aller Kraft darnach, so bald als

möglich ihr und sich die Stätte am häuslichen Herde zu bereiten. Entsprossen aus einer armen Tagelöhnerfamilie, hatte er mit einer an das Unglaubliche grenzenden Ausdauer, mit eisernem Fleiße, mit unbeugsamem Willen, ohne alle und jede Unterstützung aus dem Elternhause seine Studien zurückgelegt. Was er geworden, was er besaß, verdankte er nur sich. Es darf also nicht Wunder nehmen, wenn er mit unerschütterlichem Selbstvertrauen nach dem Ziele anstrebte. Der Weg dahin war länger, mühevoller, als Reinhold gedacht, erst nach vielfach fehlgeschlagenen Hoffnungen erhielt er die Stelle eines Cantors, Lehrers und Organisten in jenem thüringischen Dorfe, dessen wir zu Anfang dieser Blätter gedachten. Ein anderes Ziel hatte Reinhold zu erstreben gehofft.

Vier Jahre sind seit der Einweihung Reinhold's in das Amt vorübergegangen. Heute kehrt der Jahrestag wieder. Wie damals blühen die ersten Johannisrosen in alter Pracht und Herrlichkeit, wie damals verklärt ein wunderschöner Morgen die Gegend weit und breit und ruht in Glanzes=

fülle über dem friedlichen Dorfe. Im Cantorhause ist jede Wiederkehr dieses Tages wie ein Fest gefeiert worden. Clara hat stets einen frischen Rosenstrauß ihrem Mann in das kleine Arbeitszimmer gebracht.

Auch heute tritt sie in den traulichen Raum, aber nicht sie bringt den Strauß, sondern Felix, ein blühendes Kind von zwei Jahren, welches die junge, glückliche Mutter auf dem Arme trägt, hält mit den kleinen Händen das duftige Rosenangebinde des Frühlings dem Vater entgegen.

Welch ein freundliches Bild! das mit Blumen geschmückte Zimmer mit der Aussicht nach dem Garten, dessen grünende Bäume in vollwüchsiger Kraft prangen, und zwei in treuer Liebe einander angehörende Menschen, beglückt durch ein blühendes Kind.

Es ist nicht der Zweck dieser Blätter, das Familienleben in jenem Hause nach seinen Einzelheiten, seinen speciellen Erscheinungen zu schildern, obschon der Wunsch nahe liegt, dies thun zu dürfen, um die jetzt Mode gewordene Ansicht Vieler zu widerlegen, die da behaupten, daß ein solches Einerlei keine Poesie in sich trage, weil sie kein

Vorwurf zu einer Darstellung sei, freilich, wie man das jetzt liebt, spannende Verwickelungen, deren Lösung man mit einer fieberhaften Hast entgegensieht, pikante, prickelnde Scenen, die das Nervensystem in vibrirende Bewegung setzen, würde eine solche Schilderung, und man möchte sagen glücklicher Weise, entbehren. Einiges jedoch aus dem Familienleben vorzuführen, so weit dies auf den Entwickelungsgang des Knaben Einfluß hatte, sei vergönnt.

Die pecuniäre Stellung eines Cantors und Lehrers auf dem Dorfe ist in unseren Tagen, wie bekannt, keine glänzende, in jener Zeit, in welcher Felix geboren wurde, war sie es noch weniger. Clara benutzte daher die Stunden, welche ihr die Beschickung des Hauswesens übrig ließ, um durch ihre, in allerhand weiblichen Arbeiten geschickte Hand eine Quelle des Verdienstes zu eröffnen. Eine Freundin in der Stadt, welche dort ein großes Putz- und Modewaarengeschäft dirigirte, versah sie reichlich mit lohnenden Aufträgen. Die herzliche Freude der jungen, lieblichen Frau, wenn sie wieder eine kleine Summe in die Hauskasse legen konnte, läßt sich eben so wenig beschreiben,

als die Innigkeit des Blickes, mit dem das Auge ihres Mannes dankte.

Sonntags trug dies Zimmer, in dem sie die Tage der Woche gearbeitet, allerdings ein ganz anderes Angesicht. Alles, was an die Werkthätigkeit erinnern kann, wird bei Seite gelegt; der in der Mitte stehende Tisch hat eine wohlgeschonte Damastdecke erhalten; die in der milden Jahreszeit geöffneten Fenster lassen die Düfte der Rosen und der Reseda in das Zimmer, und Schüsseln mit eingelegten Kränzen aus Blumen fehlen nicht; das Gebauer, in dem ein bunter Stieglitz seinen leisen Morgengesang anstimmt, hat die Hausfrau mit frischem Lindenlaub umgeben, um den Sonnenschein abzudämmen. Der kleine Vogel freut sich offenbar über diese wohlgemeinte Aufmerksamkeit, denn alle seine Bewegungen — wie behaglich z. B. streckt er das kleine Bein unter dem gespreizten Flügel aus! — legen sein Wohlbefinden an den Tag und lassen sich dahin übersetzen: solche Gefangenschaft läßt man sich schon gefallen.

Clara, von früher Jugend an gewöhnt, die Kirche zu besuchen, war, so lange sie keine Mutterpflichten hatte, dieser Gewöhnung treu verblieben.

Jetzt allerdings, wo sie des lieblichen Knaben zu warten hatte, mußte sie den kirchlichen Besuch sehr beschränken; allein nichtsdestoweniger war ihr Herz der Andacht voll, denn, wenn sie am offenen Fenster saß, die Orgelklänge aus der nahen Kirche herüberwallen hörte, dann in das Gesicht ihres „herzigen" Kindes auf ihrem Schoos blickte und die Hand auf das blonde Haar legte, da war jeder Gedanke ihrer Seele ein Dankgebet zu dem, der auch an ihr sich verherrlicht hatte. Schwiegen drüben die Töne der Orgel, so setzte sie den kleinen Felix an die Erde und gab ihm sein bescheidenes Spielzeug, etwa ein Schäfchen mit Rollrädern und rothem Halsbande, oder einen s. g. Hanswurst, den sie eigenhändig angefertigt hatte.

Sie selbst setzte sich an das Clavier, das sie mit hieher gebracht hatte und ihr deshalb unendlich lieb war, weil sie auf ihm den ersten Unterricht erhalten. Ihr Spiel war keineswegs meisterhaft, aber sehr correct, dabei verstand sie kleinere einfache Compositionen, nur die ernsten liebte sie, seelenvoll vorzutragen.

Hier wird uns Gelegenheit, einen Blick in die Seele des Kindes zu thuen.

Hatte sich Felix wohl anfangs mit seinen Herrlichkeiten beschäftigt, war er nicht müde geworden, seinen Hanswurst, freilich erfolglos, das Reiten auf dem Schäfchen zu lehren, so blieb doch das gesammte Spielzeug bei Seite liegen, sobald die Mutter einige Takte gespielt hatte, der Knabe, dessen Kleidchen und Hemdchen, um beides zu schonen, aufgesteckt war, rutschte dann bis zu den Füßen der Mama und hörte dem Spiele zu, ja, wenn sie geendet, blickte er sie lächelnd an, als wollte er sagen: spiel' nur weiter, es gefällt mir.

Eben so konnte er nur durch Musik beruhigt werden, wenn er über irgend etwas zu weinen angefangen hatte. Vorgestaltet, um so zu sagen, war demnach in des Kindes noch nicht selbstbewußter Seele das musikalische Element, man gestatte uns dieses Wort, da wir nicht wissen, wie wir uns ausdrücken möchten. Deutlicher trat es hervor, als der Knabe in seinem sechsten Lebensjahre stand. Es entwickelte sich in ihm ein so feines Gehör und musikalisches Gedächtniß, daß er die kleinen Pièçen, welche die Mutter vorspielte, in überraschender Weise, wenn auch nicht unter Anwendung des richtigen Fingersatzes wiedergeben

konnte. Von nun an erfolgte der Elementarunterricht in der Musik durch die Mutter. Er fand regelmäßig an den Sonntagen Vormittags statt, d. h. an diesen setzte sich die „liebe Mama" mit an's Clavier als wirkliche Lehrerin, an den Wochentagen verblieb sie arbeitend am Nähtisch und leitete von dort aus den Unterricht, indem sie vermöge ihres gebildeten Gehörs den Schüler corrigirte, wenn er dann und wann doch fehlte. Nach kurzer Zeit allerdings spielte Felix so correct und so fertig, daß die Mutter bekennen mußte, sie sei nicht weiter im Stande, dem Sohne Lehrerin zu bleiben.

„Du, liebster Mann," sagte sie zu diesem „mußt nun meine Stelle einnehmen, damit Du aber Dich überzeugst, wie ich mein Lehreramt verwaltet habe, lade ich Dich auf morgen" — es war ein Sonntag im Sommer — „zu unserem Concert ein. Es wird sehr zeitig angehen, auch kein allzu langes werden, damit Du in Deinen sonntäglichen Berufspflichten nicht gestört wirst."

Wie glücklich der Vater über das Hausconcert seines Felix war, das sah man ihm an, als er an jenem Sonntagsmorgen beim Einläuten des Gottes-

dienstes über den Friedhof nach der Kirche ging, das hörte man aus seinem Orgelspiel heraus, noch nie war es so begeistert, noch nie so erhebend gewesen.

War sonst und stets der Cantor ein aufmerksamer Hörer des Kanzelvortrages, heute war er es nicht, er verließ nicht einmal die Orgelbank, die ganze Zukunft seines Sohnes stand wie eine prangende Landschaft, vom Sonnenglanze verklärt, vor seiner Seele, er sah ihn die ruhmvolle Bahn eines Tondichters wandeln, und mußte sich manchmal allen Ernstes erinnern, daß er einem geregelten Kirchendienste Rechnung zu tragen habe, denn außerdem, wie gern hätte er machtvoll in die Orgel gegriffen, um auf ihren brausenden Tonwogen seinen Herzensjubel dahinrauschen zu lassen. —

Der bereits durch das Anfangsspiel seines Sohnes beglückte Vater wurde es noch mehr, als dasselbe unter seiner Leitung eine Vollkommenheit erhielt, die, weil ungewöhnlich, zu großen Hoffnungen berechtigte.

Wie es in früheren Zeiten stets zu sein pflegte, jetzt nur hie und da noch vorkommt, war der Cantor zugleich der Jugendlehrer des Ortes, mithin auch

der Lehrer seines Sohnes. Ein Hauptunterrichtsgegenstand war die Musik. Es erklärt sich das sehr leicht, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß der Cantor sein Kirchensängerchor sich selbst heranbilden mußte, und daß er einen Stolz darin suchte, dieses Chor, welches in der ganzen Gegend für eins der besten galt, auf seiner Höhe zu erhalten. Die Zierde desselben war Felix; eine weiche und doch volle Diskantstimme hatte die Natur ihm gegeben.

Wenn diese bei den Aufführungen kleiner Kirchenmusiken, womit der Cantor dann und wann an Sonn- und Feiertagen, regelmäßig aber an den hohen Festen seine Gemeinde erfreute, durch die Räume des Gotteshauses erklang, herrschte eine solche Stille, daß man das Fallen einer Nadel hätte hören können. Aber nicht nur die Schönheit der Stimme war es, die entzückte, nein, die Innigkeit des Gefühls, womit Felix sang, ergriff mächtig die Herzen der Hörer.

Machen wir doch sehr häufig die Erfahrung, daß ein Sänger mit weniger schönen Stimmmitteln hinreißt durch die Seele des Vortrags, während ohne diese selbst der schönste Gesang machtlos an uns vorüberklingt.

Die äußere Erscheinung Felix', — um dieser mit ein paar Worten zu gedenken — erregte in Jedem, der mit ihm in Berührung kam, jenes angenehme Gefühl, das wir empfinden, wenn uns etwas Anmuthiges entgegentritt. Fast mädchenhaft zart war das Gesicht des Knaben und blond sein lockiges, seidenartiges Haar. Im Blick der dunkeln Augen lag etwas Sinnendes, spiegelte sich das ganze weiche Gemüth, — Erbtheil der Mutter — wieder. Der Bau des, wenn schon schlanken Körpers zeigte doch von dem größten Ebenmaas der einzelnen Glieder. —

Der Vater setzte die begonnene musikalische Ausbildung nach allen Richtungen hin fort. Felix lernte nicht nur die Violine und später die Orgel spielen, sondern er erhielt auch in der Compositionslehre Unterricht. In allem bewährte sich sein angeborenes musikalisches Talent sehr bald. —

Wie das Gefühlsleben, das Empfindungsvermögen im Musiker vorherrschend ist, so wurzelt darin zugleich jener Trieb, Orte aufzusuchen, die jenen Nahrung geben.

Wir erinnern uns aus dem Eingange unserer Erzählung der romantischen Lage des Dorfes,

stundenlang lag Felix im weichen Moos des Waldes und sah hoch über sich am Himmel die Wolken wandeln und ziehen, er lauschte auf die ernst-monotone Musik der rauschenden Schwarza; da erschienen vor des Knaben Seele allerhand Gebilde, der Wald erzählte ihm wunderbare Märchen, im Wellengetön des Flusses vernahm sein Ohr den Gesang der Nymphen und Feien,

Da träumte er, es steige aus den Wellenringen,
Indeß es wie ein Aeolsharfenspiel ertönt,
Ein feuchtes Weib, vom Kranz aus Schilf gekrönt,
Um das sich weiße Wasserrosen schmeichelnd schlingen.

Die wunderbare Poesie, die in der Natur waltet, mögen wir uns aufmachen nach dem dunklen Wald, über Höhen hin, durch Thalesgründe schweifen, oder durch das Gefild, das in dem Schmucke der Aehren prangt und das die blaue Cyane mit ihren Kränzen verziert, mögen wir unter dem schneeigen Frühlingsbaum sitzen oder im Herbste das rothe Blatt betrachten, welches zu unseren Füßen niederschrillt, oder am kalten Wintertag das Windesspiel des Eises im Gebüsch erklingen hören, — diese wunderbare Poesie, die jeder offene Sinn erkennt, sie trat an den Knaben mächtig in ihrer ganzen Fülle heran, um in seiner Seele Musik zu werden.

Ein nicht weniger besuchter Lieblingsaufenthalt Felix', der jetzt sein vierzehntes Lebensjahr angetreten hatte, war der Friedhof, namentlich des Morgens und Abends, wenn das Geläute den Tag begrüßte und zur Thätigkeit rief, oder, ihn beschließend, zur willkommenen Ruhe einlud.

Auf Wen machte das Geläute der Glocken keinen Eindruck? Wenn man, zumal an einem recht prangenden Sonntagsmorgen, an dem jedes Menschenherz eine innigere Stimmung heimsucht, etwa auf einer Anhöhe steht und hinunterschauen kann in's Thal, durch welches eine Stadt hinliegt — die Dächer glänzen im Sonnenschein, wie die Knäufe der Thürme — da behauptet das Gemüth seine Rechte.

Je nachdem es heiter ist, oder trübe gestimmt, übersetzt es die Sprache der Glocken in ein jubelndes oder in ernst wehmüthiges Lied. Unbedingt aber die wehmüthigere Stimmung ruft das Läuten der Vesper wach: die Sonne ist gesunken, die Abendröthe verklärt den Himmel, einzelne Sterne verkünden die Ankunft der Nacht, unwillkürlich beschleicht uns der Gedanke an die Nacht des Todes, aber zugleich spricht eine Stimme in uns von dem Morgenrothe der Auferstehung.

Daß in Felix' Seele alle diese Eindrücke mächtiger waren als in vielen anderen, bedarf keines Beweises. — —

Wenn der Vater den Unterricht im Orgelspiel beendet hatte, erhielt Felix die Erlaubniß, in der Kirche noch verweilen zu dürfen. Er pflegte dann lange an der Brüstung des Chores zu stehen und hinunter in die leere Kirche zu blicken.

„Mutter," sagte er eines Tages nach der Rückkehr aus dem Gotteshause, „Du kannst Dir gar nicht denken, wie wohl mir ist, wenn ich so ganz allein in der Kirche bin, und es so still ist, daß ich den Holzwurm im Geländer des Chores picken hören kann; sehe ich aber die Leute des Sonntags in ihren Stühlen sitzen, wird mir so eigenthümlich ängstlich und bänglich, was ist das nur?"

Die Mutter hatte natürlich darauf keine Antwort, in ihrer Besorgniß zog sie den Dorfmedikus darüber zu Rathe; dieser zuckte die Achsel, meinte aber doch nicht ganz unrichtig, das sei eine originelle Seite an dem Knaben, man könne dagegen nichts thun, es liege das im Nervensystem, dessen eigenthümliche Thätigkeit und „Darlebung" zur Zeit

noch ein Räthsel geblieben. So viel jedoch könne er versichern, daß Felix kerngesund sei, und aller Wahrscheinlichkeitsberechnung nach jetzt auch verbleiben werde.

Eines Tages, als auch wieder der Unterricht im Orgelspiel beendigt war, besuchte Felix die Kammer hinter der Orgel. Hier fesselte ein alter verschlossener Schrank, mit allerhand Schnörkel- und Schnitzwerk ausgeputzt, seine Aufmerksamkeit. Er probirte die Thür, das Schloß gab nach, und der Schrank war offen. In ihm standen aus Holz geschnitten, freilich ohne allen und jeden Kunstwerth, die Apostel und Evangelisten. In dem Schubfache unten im Boden des Schrankes, wie dieser von unzähligen Würmern zerstochen — eine Menge leere Hülsen, welche die ausgebildeten Thiere hinterlassen hatten, lagen in dem Kasten — fand Felix eine alte Bibel mit Holzschnitten. Waren auch die hölzernen Einbanddecken des Buches von dem gefräßigen Gewürm nicht verschont worden, der Text selbst hatte weniger Schaden gelitten.

Dieser Fund machte auf Felix einen mächtigen Eindruck; war ihm natürlich die Bibel selbst nicht unbekannt geblieben], so hatte doch diese für ihn

etwas Geheimnißvolles und etwas so Fesselndes, daß er die oft mysteriöse Poesie, welche in dem Buche aller Bücher herrschte, forthin zu seinem Hauptstudium machte: die ersten, wahrscheinlich noch sehr mangelhaften Compositionen über einige Psalter traten damals an's Licht.

Sein Liebling blieb die Orgel; diese aber vor versammelter Gemeinde zu spielen, war er nicht zu bewegen; wer ihn hören wollte, mußte ihn belauschen, wenn er das Instrument in der leeren Kirche spielte. Der alte Calcant, sein Pathe, welcher „den hoffnungsvollen Schlingel" über alles liebte, that ihm den Gefallen, zu dem einsamen Orgelspiel die Balken zu treten. Manchmal freilich, wenn die junge Kraft die ganze Macht des Instrumentes entfesselte, blieb plötzlich der Wind aus, der alte Mann kam dann aus seiner Kammer und meinte: „Liebster Felix, Du brauchst zu viel Wind, und hier in meinem Brustkasten ist nicht viel mehr; das rasche Aufsteigen der bei Deinem Spiel schneller gehenden Balken ist mir nicht möglich." Felix lächelte, bat den alten Mann um Verzeihung, und mäßigte sein Spiel, freilich nur auf kurze Zeit.

Später erboten sich einige seiner Schulkameraden zur Assistenz des Calcanten. —

Das Geständniß, welches einst die Cantorin ihrem Manne gethan, sie sei nicht mehr im Stande, ferner die Lehrerin des Sohnes zu sein, mußte jener bald sich selbst auch thun und sagen, als er die wirklich enormen Fortschritte seines Felix in der Tonkunst mit innigster Freude wahrnahm, nur ein Conservatorium könne die Ausbildung seines Sohnes vollenden, und die unabweisbare Pflicht des Vaters sei es, dieses Ausbildungsmittel jenem zu gewähren, und müßte es mit den größten Opfern geschehen.

Zweites Capitel.

Hinter der Cantorei, diesen Namen hatte man dem Schulhause gegeben, lag ein, wenn schon nicht geräumiger, doch anmuthig gepflegter Garten. In der einen Ecke war ein künstlicher Hügel aufgeworfen, auf dem ein Lindenbaum stand. Die stärkeren Stämme und Aeste kennzeichneten ihr Alter, die Hände, welche die Zweige zu jenen angepflanzt, waren längst in Staub zerfallen.

Vor der Laube erhoben sich zwei Rosenbäume, zwei jener seltenen, welche weiße und rothe Rosen zugleich tragen.

Reinhold's Vorgänger im Amte, ein großer Blumenfreund, hatte diese Bäume bereits als hochstämmige am Tage seiner Hochzeit eingesetzt, nichts war ihm lieber als diese.

Unter diesen duftigen Bäumen saß die Frau

Cantorin, hier hatte dereinst oft das Weib des früheren Cantors im jungen glücklichen Ehelenz gesessen, aus den Kronen duftige Sträuße für den Schreibtisch ihres geliebten „Eheherrn,“ wie sie ihren Mann so gern zu nennen pflegte, gebrochen, hier als trauernde Wittwe am letzten Tage, ehe sie die Stätte ihres einstigen, so kurzen Glückes verlassen mußte, gestanden, schwarz gekleidet, mit bleichem Angesicht, verschleierten Auges. An jenem Tage brach sie zwei Rosen, die an einem Stiele saßen, die eine legte sie auf die erkaltete Brust des Heimgegangenen, als letztes liebes Erinnerungszeichen an ein beglücktes, ach zu schnell verblichenes Leben, die andere steckte sie an die eigene Brust. So wanderte sie fort, weit fort auf staubigen Straßen, über grüne Raine, wieder heim in das stille Dorf, dessen einziges Thurmglöckchen einst geläutet wurde, als sie an der Hand des heißgeliebten Mannes in die schmucklose, einfache Kirche trat, um sein zu werden in Freuden und Leiden. — Kurz waren jene gewesen, mögen diese für die einsame Wallerin noch kürzer sein!

Wir kehren auf eine glücklichere Stelle zurück.

Ein milder Sommerabend ruht über der

Gegend; der Laubfrosch, das Wetterglas der Natur, verkündet Beständigkeit der anmuthigen Tage; der Wachtelkönig läßt sein eintöniges Schnarren im reifenden Getreide hören, dessen gesegnete Aehren in leiser, linder Luft sich bewegen; die Fledermaus beginnt ihren gewandten Zickzackflug durch die Luft, und die am Himmel bereits seit längerer Zeit sichtbarer Mondgestalt füllt sich allmählich mit Licht.

Die Frau Cantorin hat sich bis jetzt in der Laube mit einer jener Arbeiten beschäftigt, welche man für gewöhnlich „unbedeutende" zu nennen beliebt, ohne zu bedenken, daß nur eine weibliche Hand die unermüdliche Ausdauer besitzt, derartige Arbeiten zu vollenden.

Wären die einzelnen zahllosen Stiche der Nadel eben so viele Lettern, aus denen man die Gedanken einer Frauenseele, welche während jener Beschäftigung auftauchen, herauszulesen vermöchte, man würde in das weibliche Gemüth tiefe Blicke thuen können und Wahrheit in den Zeilen finden:

— — — Ein Frauenleben,
Sei's noch so klein und still,
Ist, wenn's das Herz betrachtet,
Ein rührendes Idyll.

Die Arbeit der Frau Cantorin bestand in dem

Säumen eines Taschentuches, in dessen Ecke sie den Namen „Felix" mit blauem Garn gestickt hatte. Sie nahm jetzt die beiden Blechreifen, in welche der Tuchzipfel gespannt worden war, auseinander, strich das Tuch und die durch jene Reifen entstandenen Falten aus und betrachtete den Anfangsbuchstaben des Namens, das „F", welches aus zusammenhängenden Maiblumenglöckchen gebildet war. Diese kleinen Figuren erinnerten sie an den Frühling ihres Lebens, das ganze Tuch kam ihr vor wie ein nicht mehr weißes, sondern beschriebenes Blatt. Gar viel stand vor ihren Augen darauf, der Einzug in dies Haus, Felix, ihres Knaben Kindheit, die Zeit des ersten Clavierunterrichts, den sie dem Sohne gegeben, sein erster Weihnachtsabend, an dem sie den Christbaum mit Lichtern nur beleuchtet hatte, denn allerhand Dinge daran zu hängen hatte ihr Mann verboten und gesagt: dadurch wird der edle Tannenbaum, um den das holde Weihnachtsmärchen mildträumerisch schweben soll, zum Weihnachtshanswurst einer jammervollen Anschauung von der Bedeutsamkeit jenes hochherrlichen Festes herabgewürdigt — und hinter allen diesen lieben Erinnerungen — Mai=

glocken wie die gestickten — hatte der Schmerz eines nahen Abschiedes einige Zeilen geschrieben. — Felix sollte die Stätte der Heimat, den Frieden des einfachen Schulhauses, den engen Kreis des Dorflebens verlassen und hinausziehen in die Welt, die große, in der es wenig Frieden, aber viele Kämpfe giebt, lange, rauhe Wege zurückzulegen sind, um anzugelangen an einem Orte, der für den Mann die zweite Heimat werden soll. Mancher Hoffnungskranz, manch' blühendes Reis des Lebens bleibt auf dem Wege liegen, den wilden Winden Preis gegeben und dem Sturm.

So lange die Entfernung des Sohnes vom Hause, so zu sagen, nur ein noch nicht zur Reife ausgetragener Gedanke war, bedrückte er die Frau Cantorin weniger, das Gespräch des Gatten darüber hatte noch keinen Abschluß erlangt, denn sein jedesmaliges Ende: man müsse den Schritt nach allen Seiten hin reiflich erwägen, war eben keiner. Aber die Tage haben Flügel, mit denen sie der Zukunft zufliegen und auf denen sie uns dahin tragen.

Ein schon bedeutsamer Schritt war unlängst geschehen, der Cantor sollte nach der Stadt reisen

und vorläufig sehen, was sich für den Sohn dort thuen lasse; diese Abreise war auf heute Abend angesetzt und immer näher kam die Stunde.

„Ich treffe Dich in dem Garten“, hatte der Cantor gesagt, als sie in den späten Nachmittagsstunden dahin gegangen war. Im Freien ist uns wohler in solchen Augenblicken.“

Jetzt sieht sie ihn auf die Laube zukommen. Er trägt einen braunen Strohhut, schwarzes Beinkleid und einen lichten Sommerpaletot, über dem Rücken die kleine Reisetasche mit dem Nöthigsten versehen, und seinen getreuen Stock, der mit ihm die lange Wanderschaft von der fröhlichen Studentenzeit bis in das ernste Berufsamt unverdrossen mitgemacht hatte.

„Da wäre ich denn gerüstet nach langer, langer Zeit zur ersteren weiteren Reise und komme, wie ich versprochen, hierher in die Laube, um mit Dir die kurze Stunde noch zu vollbringen.“

„In der That,“ fuhr er fort, neben Clara sich setzend, „ich muß über mich selbst lachen. Einen Tag nur bleibe ich weg, und die Stadt, dahin ich reise, liegt nahe genug, dennoch haben wir Vor-

bereitungen getroffen, als träte ich eine Weltreise an und käme heim nicht unter vielen Jahren."

„Vergiß nur nicht, bester Mann, daß es eine bedeutsame, für uns, so zu sagen, doch eine Weltreise ist, Du gehst aus, jenen Platz zu entdecken, auf den unser Felix übersiedeln soll, es ist nicht gleichgültig, welchen Du findest, ja für mich —"

Statt den begonnenen Satz zu beenden, legte sich das Haupt an ihres Mannes Schulter und weinte.

„Ich weis," sagte dieser nach einer Weile, indem er ihr Haupt emporrichtete und die Thränen von ihren Wangen küßte, „den Grund Deiner Thränen, es ist die Gewißheit, von Deinem einzigen Kinde Dich trennen zu müssen. Glaube mir, auch für mich ist es bedeutsam, allein, dem bewegten Gemüth soll der Verstand klar und bestimmt entgegentreten. Laß mich sein Sprecher sein. Die Kinder sind nicht ein Besitz, der nur den Eltern, der Familie Freude bereiten soll, sondern sie gehören der Welt, da, wo diese an das Haus, den Herd sich anschließt, verlassen sie uns, müssen sie uns verlassen, nur bis dahin haben wir sie vorbereitend zu leiten und die Freude dar-

über, daß es uns gelungen, ist die Eltern=, die Familienfreude. Die Jungfrau folgt dem Manne ihrer Wahl, in ihrem Hause geht das elterliche auf, wie ihr Name in dem des Mannes und das ist gar bedeutsam und weise eingerichtet, eine Frau, die ihren Familiennamen noch dem des Mannes im gewöhnlichen Leben anhängen wollte, würde mit Recht Tadel erfahren, denn sie will sich noch in dem Besitz einer Art Selbstständigkeit erhalten, welche nur ein Phantom ist, Künstlerinnen der Bühne mag man eine solche Verirrung der Eitelkeit als verzeilich nachsehen. Sind nun aber unsere Kinder Bürger und Bürgerinnen der Welt geworden, dann tritt jener Zustand im Hause der Eltern wieder ein, welcher der Ehe Anfang war, sie sind allein, nur ist dieses Alleinsein ein schmerzlicheres, weil die Jugend der Ehe und ihre Hoffnungen zu Ende gingen. Daß aber gerade in dieser Einrichtung die Hoheit und Würde der Ehe liegt, ist mir klar geworden, so dient sie nicht selbstischen Zwecken."

„Ich verstehe Dich nicht ganz, allein Du magst recht haben und erlaubst mir wohl, daß ich jetzt eine Ansicht, einen Wunsch aussprechen darf.

Könnte nicht Felix nach kurzer Bildungszeit auf einem Seminar zurückkehren und dann als Dein Nachfolger bei uns wohnen und wirken, eine Familie blieben wir alle und jung wieder würden wir in den Kindern unseres Sohnes."

„Zweierlei hast Du dabei nicht bedacht, ein kleineres und ein größeres. Die Stelle ist nicht reich bedacht, sie würde eben nur knapp ausreichen, das ist das kleinere, zu ertragende, denn eine weise Sparsamkeit hilft über viel hinweg; aber nun das größere. Willst Du auf den kleinen Raum Felix' musikalisches Genie beschränken, ihm vor die Laufbahn nach einem großen, nach einem Weltziele die Beschränktheit eines ländlichen Schullehrerhauses aufbauen?"

„Ist das nicht auch Dein Loos und bist Du nicht glücklich?"

„Die Frage zu beantworten, muß ich das Glück in das des Herzens und das des Geistes trennen, das Glück des Herzens besitze ich in seinem größten Umfange, denn Du bist mein Weib; das Glück des Geistes vermisse ich, denn von einem anderen Wirkungskreise träumten die vergangenen Tage meiner Jugend, und nicht so kurz

glaubte ich meine Laufbahn; sie, die weit, sehr weit berechnet war, fand hier ein schnelles Ende; da war es Gottes Fügung, daß uns ein Sohn geboren wurde, in dem jene Kunst, welche in Dich und mich vertheilt ruht, in ihm in einer Krone vereinigt wurde, die Musik ist sein Beruf, und den müssen wir so heilig und mit solcher Liebe pflegen, wie Deine Mutterliebe den pflegte, mit welchem der Herr Deinen Schoos beglückte. Diese Ansicht, dieser Gedanke hebt mich über das Schmerzliche der Trennung hinweg und ich habe den sehnlichsten Wunsch, daß es auch Dir gelingen möge. Bedarfst Du der Hilfe, so weißt Du ja, wo Du sie findest."

„Doch genug hiervon, in der Tasche trage ich die beste Composition unseres Felix."

„Und hier", setzte die Frau hinzu, indem sie ein kleines Packet hinter sich vornahm, „hast Du eine weibliche Arbeit, welche Du in der Modehandlung meiner Freundin abgeben magst, die Reisekosten werden damit gedeckt."

„Habe Dank, liebes Weib, nun aber muß ich eilen, den Zug nicht zu versehen, Du weißt, bis

an den Ort der Station habe ich noch ein gutes halbes Stündchen zu gehen."

Sie begleitete ihren Mann durch die Gartenpforte ein großes Stück des Weges hinaus und erst als er um die Ecke eines kleinen Gehölzes verschwunden war, trat sie langsam den Heimweg an, die Worte ihres Mannes vielfach erwägend, nicht getröstet, nicht überzeugt, aber in das unvermeidliche sich zu fügen entschlossen.

Rüstig schritt der Cantor dem Ziele entgegen, und langte kurz vor der Ankunft des Zuges auf der Station an. Er war nur wenig besetzt und unser Reisender erhielt ein Coupé für sich. Während seinem Weibe daheim die Zukunft umflort erschien, dachte er sich dieselbe ganz anders, er sah Felix auf dem Gipfel des Ruhmes und sich vollberechtigt seinen bescheidenen Theil davon hinzunehmen, das alles hielt ihn die schöne Sommernacht hindurch wach, die daheim für Clara im Schlummer Vergessenheit brachte.

Es war früh gegen vier Uhr, als die Thürme der Stadt im Frühschein des erwachenden Tages

sich zeigten, das Signal ertönte und langsamer fuhr der Train vor dem Perron auf.

Es hat etwas Eigenthümliches dieses Frühankommen. Für Jemand, welcher ein immerhin in gewisser Beziehung drückendes Geschäft zu besorgen hat, ist der aufgehende Tag mit seiner Heiterkeit ersprießlicher als die Ankunft zur späten Abend- oder zur Nachtzeit. Ihre Stille fordert zur Einkehr in uns auf und wenn da in der Brust so manches Bängliche eingeschlossen ruht mit seiner Ungewißheit auf Erfolg, dann stimmt alles, was uns umgiebt, recht wehmüthig. Diese Stimmung sollte unserem Reisenden erspart bleiben. — Auf dem Bahnhofe selbst war es still, der Zug fuhr erst nach einer Stunde weiter und die wenigen Passagiere waren in den großen Räumen des Stationsgebäudes kaum bemerkbar.

Der Cantor las die Zettel, die in der Vorhalle des Bahnhofes angeschlagen waren und fand Frühconcert in einem öffentlichen Garten angekündigt.

Wenn wir uns seiner Liebe zur Musik erinnern, finden wir es natürlich, daß der Cantor dieses Concert für eine gute Vorbedeutung nahm.

„Wenn," um die Worte eines unseres gefeiertsten Schriftstellers zu gebrauchen, „die ermüdete Natur zum Schlummer geht, die Sonne im Untergehen waldbegrenzte kleine Hügel zum Abschiede küßt, die langen Schatten kühlend auf die Wiesen fallen, drüben im durchsichtigen Aether schon die schimmernde Sichel des Mondes glänzt, die Schöpfung gerührt sich selbst den eigenen Abendsegen spricht," — dann ist es die Musik, deren Vermittelung wir bedürfen, sie drückt unsere Gefühle, unsere Empfindungen besser aus, als es Worte vermögen, denn sie ist mächtiger als die Sprache, diese kommt nur in Reihefolgen, so zu sagen, gegliedert zur Geltung, die Musik, hierin der Malerei verwandt — beide Künste kennen Farben und Töne — vermag in sich geschlossene Gemälde mit einem male zu schaffen.

Anders wirkt die Musik am Morgen. Sie, die am Abende, zur Nacht in episch-elegischer Gestalt uns willkommen ist, ernst-majestätisch an uns herantritt, erscheint uns früh, freudigst begrüßt, als jugendliche Lyrik mit morgenangeglüht-verklärtem Angesicht im Kranze der Blumen, ihre Töne nehmen sanft und weich alle Lasten unserer Brust hinweg.

So geschah es dem Cantor schon auf dem Wege, den er in einer offenen Droschke zurücklegte, als er die Musik nur von Weitem hörte. Die Straße war mit Linden bepflanzt, durch deren Laub die angenehme Morgenluft wehte, zu den beiden Seiten führten mit blühendem Niederstrauchwerk eingefaßte Fußwege. Welch' ein eben so buntes als heiteres Leben auf diesen! Wir tragen nach, daß es ein Sonntagsmorgen war. Wie rosig die fröhlich lachenden Gesichter der jungen Mädchen und Frauen, die nach dem Garten eilten, in ihrer kleidsamen Morgentoilette.

Die jugendlich frische Ouverture zur weißen Dame entfaltete eben ihre rauschenden Tonschwingungen, als der Cantor den Garten betrat, es war ihm, als träufele die Begeisterung jenes Meisters erquickend wie ein linder Frühlingsregen in die Seele, er setzte sich an den nächsten, besten, noch leeren Tisch und war so gänzlich abwesend geworden, daß er weder sah, wie schnell sich der Garten füllte, noch auch die Frage eines Herrn hörte, ob es erlaubt sei, hier Platz nehmen zu dürfen. Er fuhr ordentlich empor, als ihn die Wiederholung derselben Frage aus dem musikalischen Geistesleben weckte.

Der ältliche Herr und eine Dame in jener Blüte noch stehend, welche an den Frauen auch in den reiferen Lebensjahren nicht selten bemerkt zu werden pflegt, nahmen Platz. Die Musik vermittelte das Gespräch und der Cantor, der über nichts lieber, über nichts begeisterter sprach, als über jene Kunst, entwickelte gar bald nicht gewöhnliche Kenntnisse. Immer beifälliger nickte der Herr, und seine an sich schon wohlwollenden Züge nahmen jene Verklärung an, womit die Seele sie beschenkt, wenn sie als Göttliches sich fühlt.

„Sie bereiten uns," führte die Dame das Gespräch fort, indem der Cantor eine Pause sich gegönnt hatte, „ein großes Vergnügen durch ihre Worte, die Wahrheit meiner Behauptung bestätigt Ihnen mein Mann, der meine Zeichen bis jetzt nicht verstanden hat, ich wende mich daher an Sie und bitte um ihren Namen, indem ich Ihnen meinen Mann als den Director des Conservatoriums und mich als die Frau vorstelle."

Der Cantor nannte seinen Namen und fügte bei: „ich mag Ihnen in dem, was ich jetzt sagen will, excentrisch vorkommen, allein, daß mich die Musik mit Ihnen bekannt gemacht hat, nehme ich

als eine Fügung des Himmels an. Hören Sie weiter."

Er erzählte nun von seiner Familie und dem Zweck seiner Reise.

„Ich habe," schloß er, „auch eine Arbeit meines Sohnes bei mir, um durch sie zu beweisen, daß nicht der Vater von seinem Sohne, sondern der Sachverständige von einem zu Hoffnungen berechtigten Anfänger gesprochen hat."

„Das ist ja herrlich, bester Cantor, Sie begleiten uns nach Hause, und sind unser Mittagsgast, vor Tische spielen Sie mir das Musikstück vor."

So geschah es; als der Cantor an dem Flügel geendet hatte, blieb der Director vor ihm stehen und rief freudig aus: Ihr beiden vortrefflichen Menschen habt da etwas Gutes geschaffen, Sie durch Ihre Leitung des Sohnes, dieser durch die Verwerthung Ihres Unterrichtes. „Ich freue mich, auch meiner Seit's etwas beitragen zu können, der Tondichtung Ihres Felix' einen Erfolg verschaffen zu können, eine Freistelle im Conservatorium ist gerade vacant und von mir hängt die Besetzung ab. Alle

von den Bewerbern eingereichten Arbeiten überflügelt weit die Ihres Sohnes, er habe die Stelle."

Der Director ging in das Seitencabinet, kehrte bald zurück, und händigte dem Cantor die Bescheinigung aus.

Wer vermöchte die Freude des überglücklichen Vaters im Worte zu kleiden, wer das gemüthliche Mittagsmahl zu beschreiben, welches drei aus Fremden in Freunde verwandelten Menschen bis in die späte Nachmittagszeit vereinigte.

„Sie bleiben heute hier, bester Cantor, morgen mit dem frühesten können Sie abreisen und so zeitig genug in der Heimat eintreffen, um vor dem Lehrergewissen nicht zu erröthen. Zu dem steht Ihnen heute Abend ein ganz besonderer Genuß in unserem Opernhause bevor; „Fidelio" wird gegeben, und zwar hier in einer Vollendung, wie wohl kaum irgendwo."

Es bedurfte nur dieses Wortes, um Reinhold zum Bleiben zu bewegen.

Der Telegraph trug den Entschluß mit Blitzesschnelle in die Heimat.

Als am anderen Morgen der Zug nach der Heimat flog, waren die Coupé reichlich besetzt,

viele Menschen trug er in die Ferne, aber keinen glücklicheren als den Cantor Reinhold Willig.

„Wie gütig," sagte er auf dem Weg nach seinem Dorfe, den von der Station aus er, wie wir wissen, zu Fuß zurücklegen mußte, „hat die Vorsehung über uns gewaltet, mit welcher Besorgniß fuhr ich dahin, von wo ich beseeligt, meine Hoffnungen übertroffen, zurückkehre." Er blickte dankbar zum reinen, blauen Morgenhimmel auf und seine Hände falteten sich unwillkürlich zum Gebet.

Jetzt bog der Weg um die uns schon bekannte Waldesecke und siehe da, von des jungen Tages Sonne verklärt, lag sein trautes Wohnhaus, unter der Thür winkte ein weißes Tuch, das Auge der Liebe sieht scharf, er erkannte sein liebes Weib, sie eilte auf ihn zu, bald war sie an seiner Seite. Er erzählte nun mit Entzücken von den glücklichen Erfolgen seiner Reise.

„Das zu hören," sagte sie, „ist mir doppelt lieb."

„Doppelt?"

„Ja, denn ich habe in Deinem Namen durch

den Schulboten Deinen Schülern und Schülerinnen einen Feiertag ansagen lassen."

Der Cantor lachte hell auf.

„Richtig! nun verstehe ich Dein „Doppelt," wäre meine Reise eine nicht ersprießliche, wohl gar vergebliche gewesen, so würde ich gezürnt haben, bei dem jetzigen Stande der Dinge aber läßt die Freude den Zorn nicht aufkommen, meinst Du nicht so?"

Sie nickte mit freundlichen Mienen.

In so traulichem Gespräch, wie es unter Menschen statt findet, die sich innig lieben und selbst die kürzeste Trennung schmerzlich empfinden, dann aber um so inniger sich freuen, wenn sie wieder vereinigt sind, gelangten sie in der heimischen Wohnung an.

Ueber Tische reichte der Cantor Felix ein zusammengebrochenes Papier und sagte: „lies einmal!"

„Vater!" rief dieser aufspringend, „liebster, bester Vater und Du, liebe Mutter, wie viel danke ich euch schon und nun — noch dieses Glück!"

Er fiel beiden um den Hals und Freudenthränen stürzten aus seinen Augen. Nachdem

die erregten Gemüther sich beruhigt hatten, fuhr der Vater fort:

„In 8 Tagen wirst Du die Reise antreten, ordne also Deine Hefte und die Habseligkeiten, von denen Du Dich nicht trennen magst, woran Du völlig recht thust, den die kleinen, unscheinbaren Dinge verbinden die Ferne mit der Heimath und machen jene für uns zu dieser." —

Während nun die Mutter die Wäsche des Sohnes ordnete, der Vater seine berufsfreien Stunden benutzte, um theils für sich einen neuen Haushaltungsplan zu entwerfen, „er müsse doch für den Studenten der Musik einen Zuschuß aussetzen," theils einen ähnlichen für den Sohn auszuarbeiten, machte dieser seinen Lieblingen, wie er öfters gegen die Mutter sagte, den Abschiedsbesuch. Diese Lieblinge waren vierblätterig, man erlaube den Ausdruck, die Natur, der Friedhof, die Orgel und der alte Calcant. Der reizenden Umgebung seines romantisch gelegenen Dörfchens, dem stillen Orte, in dessen Erde friedlich die Schläfer ruhen, hatte er Lebewohl gesagt, die Orgel noch einmal zu spielen, sollte ihm versagt bleiben, der alte Calcant war erkrankt, den, welcher die Function

interimistisch bekleidete, kannte Felix zu wenig, um von ihm die außergewöhnliche Dienstleistung zu erbitten, und dann — wer verstand ihn so gut wie der jetzt an's Krankenlager gefesselte langjährige Freund? „Abschied aber muß ich von ihr nehmen," sagte Felix zu sich selbst, als er die Treppe zum Chor hinaufstieg. Ein eigenes Gefühl überkam ihn, als er vor dem Instrumente stand, die Pfeifen glänzten in der Sonne, die ihre Strahlen durch die Fenster warf, die angebrachten Engelsköpfe schienen, verklärt vom Schein, ihm zuzunicken.

Die Wehmuth, nicht nur von diesem Lieblinge sich trennen zu müssen, sondern von der Heimat überhaupt, überkam ihn hier zum ersten Male so gewaltig, daß er auf die Orgelbank niedersitzen und heftig weinen mußte, er sah den dunklen Schatten nicht, der neben ihm saß und später erst Gestaltung bekommen sollte und Macht über ihn. —

Die letzte Nacht im Vaterhause war vorüber, der Morgen des Abschiedes erschienen.

„Mein lieber Felix," sagte der Cantor, die Mutter hatte nur Thränen, aber keine Worte, „halte fest an dem Spruch: Hoffnung im Herzen, Kraft in der Jugend, Muth im Entbehren; er hat

sich an mir bewährt, ich kann Dir kein besseres Beigeleit auf den Weg mitgeben; er ist ein Anker, der Dein Lebensschifflein sicher hält, wenn auch die Meerflut es bedroht. Und nun lebe wohl und gehe mit Gott." —

Als sie aus dem Hause traten, rief aus einem daherkommenden Wagen eine Stimme „He!" Rasch kam das Gespann heran, und drinnen saß der Kirchbauer; sein Gut lag im Oberdorf in der Nähe der Kirche und zwar ganz allein, deshalb führte es den Namen das Kirchgut, und sein Besitzer hieß der Kirchbauer.

„Das ist eben das Verhältniß" — die Redensart war ihm zur Gewohnheit geworden — sagte er, als er vor der Thür anhielt. „Ich hätte nämlich gern meinen guten Felix bis nach der Stadt gefahren, es geht jedoch nicht, weil ich noch anderwärts hin muß, indessen bis zum Bahnhof, das ist das Verhältniß, kann ich Euch Alle bringen."

Die Abschiedsscene, die angesichts des bereits stehenden Zuges sich wiederholen wollte, kürzte die Zeit, Felix mußte sich mit dem Einsteigen beeilen.

„Das ist das Verhältniß," sagte der Kirchbauer, wischte sich mit dem Aermel die Augen und

fuhr davon; die beiden Gatten gingen einsam, wie Trauernde um einen geliebten Todten, nach der Heimath zu und sahen sich schweigend dann und wann an; sie drückten sich die Hände, Blick und Handdruck traten an die Stelle der Sprache.

Drittes Kapitel.

Für Felix war diese Reise die erste, für ihn die poetischste und für sein Leben, wie wir später aus diesen Blättern ersehen werden, ein Ereigniß.

Er fuhr natürlich dritter Classe, fühlte sich aber überglücklich; der Gedanke, Du kehrst spät, vielleicht nie wieder in Deine alte Heimat zurück, es giebt Dir Niemand Bürgschaft, wie und ob Du Dir eine neue begründen wirst, trat nicht an ihn heran, ein Umstand nur erfüllte ihn mit einem gewissen Mißbehagen, der, daß die Schnelle des Trains die Beschauung der Gegend nicht gestattete, so schön sie in ihren Abwechselungen von Felsen, Wäldern, Wiesen und Feldgebreiten, mit ihren geschlossenen Dörfern, ihren einsam stehenden Meierhöfen, oder hie und da von Parkanlagen umgebenen Rittersitzen war.

Wir wissen nicht, ob der Leser sich zuweilen an einem Punkt der Bahn befunden hat, da, wo sie eine Straße oder nur einen Feldweg kreuzt und die Barriere mit der Tafel: Halt! die Communication auf kurze Zeit unterbricht. Uns ist das oft begegnet, und manche Idee hat Raum in der Seele gewonnen. Von weitem schon, noch ehe wir des Zuges selbst ansichtig werden, verkündet das Getöse seine Nähe, bald klingt es schwächer, bald stärker, bald verdoppelt ein Echo das Geräusch; er kommt aus einer Niederung, das Eisenroß schnaubt vor gewaltiger Anstrengung; wir sehen den Rauch, wie er in dunklen, spiralförmigen Wolken dahinzieht, um, von der Zugluft kurz darauf in weiße Gestalten zertheilt, über die Ebene entführt zu werden. Jetzt erblicken wir die geisterhafte Maschine mit dem langen Wagenzug, pfeilgeschwind schießt er an uns vorüber, kaum sehen wir die Personen, im Nu ist er uns aus Sicht. Zwei Gedanken haben uns bei solchen Gelegenheiten nachhaltig beschäftigt, die Ehrfurcht vor dem gewaltigen Menschengeist, der die Elemente sich dienstbar zu machen wußte, und der unleugbare Glaube an eine allmächtige Hand, in welcher das Geschick der Menschen ruht.

Dieser Glaube, wolle man ihn ja nicht mit Fatum, Vorausbestimmung u. dgl. verwechseln, lebt mehr oder minder in dem Herzen derer, die sich einer Kraft anvertrauen, welche, in dem sie ihren Fesseln gehorchen muß, diese zu sprengen sucht.

Kehren wir zu Felix zurück, er hatte sich sorglos in eine Ecke gelehnt und überließ sich seinen Gedanken, durch die allerdings der rothe Faden der Ordnung sich nicht zog. Da ertönte plötzlich das Nothsignal, bei dessen schrillem Klang es uns vorkommt, als strecke der Tod seine hageren Arme durch jedes Fenster; unser Neuling auf der Bahn verstand das nicht, er wunderte sich nur über die Unruhe seiner Mitpassagiere und darüber, daß der Zug plötzlich nicht ohne einen empfindlichen Ruck halten blieb. Der Schaffner trat an das Coupé, und eröffnete den Darinsitzenden, eine Axe an der Maschine sei gebrochen und nur der Umsicht des Führers die Abwendung eines großen Unglücks zu verdanken. Es werde eine geraume Zeit vergehen, ehe die Hilfslocomotive ankomme, er stelle es daher jedem anheim, auszusteigen oder Platz zu behalten. Das Erstere wählten fast Alle, nur einige ältere Personen nicht; der Morgen lag in

aller sommerlichen Pracht über der Gegend. Wem aber hätte diese unwillkommene Unterbrechung willkommener sein können als Felix, dem ja, wie wir so eben bemerkt, die Schnelle des Zuges das Vergnügen entzog, an der Gegend nach Herzenslust sich zu erfreuen.

Zufällig hielt der Train an einer Stelle, von wo aus die Weiche in ein anderes Gleis einlenken konnte. Ursprünglich wurden dahin die Wagen übergeführt, welche aus dem nahen Kohlenwerke Material aufzunehmen bestimmt waren.

Ein ungemein buntes und eben so interessantes Bild entwickelte sich jetzt, die Reisenden nahmen Platz, wo sie ihn fanden, um das Frühstück, das sie bei sich führten, einzunehmen. Felix war die schmale Holztreppe nach einem Bahnwärterhäuschen hinaufgestiegen und saß auf der letzten Stufe. Zur Seite lag das zu jenem gehörige Gärtchen, in dessen einer Ecke bunter Mohn wie ein großer Strauß stand, das Haus selbst mit den von schmalen Vorhängen nur wenig beschatteten Fenstern ließ ungemein artig, an der Signalstange streckte sich der Arm aus, der die Nachricht des Unfalls zur nahen Station schon

längst gebracht hatte. Felix schaute von seinem hohen Sitz bald in die wonnige Gegend, bald hinunter auf das Gleis, von dem hinweg die schadhafte Locomotive durch Beihilfe der in der Nähe arbeitenden und durch die Pfeife des Schaffners herbeigerufenen Kohlenleute bereits hinweggeschafft worden war. Auf eine von allen Personen richtete sich Felix' Blick, ohne daß er des Grundes sich bewußt werden konnte.

Diese Person war eine junge schöne Dame, welche mit einer älteren zur Seite des Gleises auf und nieder ging. Jene stand in der aufblühenden Jugend der Mädchenzeit, einfach, aber äußerst geschmackvoll war ihr Anzug, edel die ganze Haltung; auf dem kleinen Reisehut wehte ein blauer Schleier, ein Sonnenschirm von gleicher Farbe schützte vor den Strahlen der Sonne.

Felix hatte bereits seinen Sitz verlassen und einen Platz gewählt, der Gelegenheit bot, die Erscheinung in der Nähe sehen zu können. Als sie kurz vor der Ankunft der Hilfslocomotive zum letzten Mal an ihm vorüberging, lächelte sie und sprach zu ihrer Begleiterin einige Worte, die aber Felix nicht verstehen konnte.

Die neue Locomotive war dem Zug vorgespannt, in rasender Eile, um das Versäumte nachzuholen, sauste der Train dahin. Felix nahm das kaum war, ihn beschäftigte die wunderschöne Mädchenerscheinung und er fragte sich: „wer ist die Dame mit dem musikalischen Gesicht?"

Ohne weiteren Unfall langte der Zug gegen Mittag in der Stadt an, und schon eine Stunde darauf hatte Felix eine allerliebste Wohnung in einem Hause der Frauenvorstadt gefunden. Die beiden kleinen Zimmer nebeneinander waren keineswegs glänzend, oder auch nur reich ausgestattet, aber sie nahmen auf den ersten Augenblick für sich ein. Zudem war es im ganzen Hause ruhig und still, denn nur die Besitzerin, eine Gärtners-Witwe mit ihrer Tochter bewohnte das Parterre, die erste und einzige Etage bestand eben aus jenem Zimmer und dem anstoßenden Cabinet. Durch die Hinterthür trat man in einen äußerst sauberen Hof, einige Stufen führten in einen wohlgepflegten Garten; von dem Ertrage desselben an Gemüsen, Früchten u. s. w. lebten die Wittwe und ihre

Tochter. In einer Ecke des Gartens war ein kleiner Rasenhügel aufgeworfen, auf dem ein einfaches, nur aus Latten gezimmertes Brethaus stand, das lustige Geisblatt hatte seine Ausschmückung übernommen.

Wir wundern uns, wenn wir erfahren, daß das Quartier ungeachtet seiner Annehmlichkeiten lange ohne Miether geblieben war. Der Grund davon? Hinter dem Garten lag der Friedhof mit der kleinen Gottesackerkirche.

Die Nähe dieser Ruhestätte hatte die Meisten, welche das Logis zu besehen gekommen waren, zurückgeschreckt, nicht so Felix; ihm konnte nichts erwünschter sein als diese stille Nachbarschaft des Kirchhofes. Von dem Sitze im Brethause sah er oft und gern hinunter in „die Stadt" der Gräber; vom Thurm der Kirche aus vernahm er eben so gern das Läuten des Glöckchens, das den Eintritt eines Leichenzuges in den Friedhof verkündete; er beobachtete den Todtengräber, den ersten „Bettmeister", wenn er, ein Mann mit schon weißem Haar, im frühen Sonnenschein oder noch spät Abends im Mondenlicht mit Hack' und Spaten aus dem kleinen, am Ende des Gottesackers ge-

legenen Hause trat, um an die Arbeit der Trauer zu gehen. Das Kirchlein hatte allerdings eine nur unscheinbare Orgel, aber Felix' kunstgeübte Hand wußte dem gering ausgestatteten Instrumente doch so liebliche Melodien zu entlocken, daß die früher nur wenig besuchte Kirche an den Tagen, an welchen hier Gottesdienst gehalten wurde, zahlreich gefüllt war. Er hatte davon sogleich in den ersten Tagen seines Hierseins an die Eltern geschrieben, und besonders des Gottesackers gedacht:

„Auch einen gar lieben Friedhof habe ich wieder, ich nenne ihn eine große Partitur, die Gräber sind Noten; wenn der Herr der Welten jene wird vollendet haben, wird die große Auferstehungssymphonie in ihrer wunderbaren Majestät von den himmlischen Heerschaaren und den Engeln im vollen Chor aufgeführt werden, die Noten werden Leben gewinnen und das unermessene Weltall wird ein großes Hallelujah sein. Der Gedanke, auch Theil zu haben an dieser Wonne, ist schon hier die Seligkeit der menschlichen Seele. Oft, wenn ich in mein Lusthäuschen komme und sehe, daß neue Gräber zu den alten gekommen, schwindelt mir,

aber die kleinen Ruhebetten der lieben Kinder, an denen keine Mutter mehr wacht, ergreifen mich am meisten; ich weine oft im tiefen Schmerz und frage, den Blick zum Himmel gerichtet: warum brach diese jungen Blüten der Herr? Der Himmel aber giebt mir keine Antwort, weil ich sie nicht verstehen würde. Ihr werdet Euch vielleicht wundern, wie meine Jugend zu solchem Ernste kommt; ich wundere mich selbst, aber seit ich hier bin, ist mit mir eine Umwandlung vorgegangen, soll ich's in einem Wort zusammenfassen? ich bin ein Stück der großen Welt geworden."

Die Mutter verstand den Inhalt des Briefes nicht, ja sie war beinahe geneigt, das, was er von der Partitur und den Gräbern geschrieben, sündhaft zu nennen; der Vater aber sagte zu ihr, als er des Sohnes Brief in sein Schreibpult schloß: „Mutter, ich sage Dir, dieser Brief ist viel werth, aus dem Jungen wird etwas, aber nichts Gewöhnliches, nichts Alltägliches."

Verfolgen wir das Leben Felix' weiter, so bietet uns dieses keine hervorragenden Situationen

dar. Daß er sehr bald der Lieblingsschüler des Directors am Conservatorium und der gern gesehene Gast in dessen Familie wurde, daß er ganz besonders die Musikabende, die in jener wöchentlich stattfanden, durch sein immer üppiger sich entfaltendes Talent verherrlichte, dürfen wir versichern.

In seinem abgeschlossenen Charakter war die Abneigung gegen die sogenannten Kränzchen seiner Commilitionen begründet, dagegen fand sein musikalisches Genie Nahrung und Erquickung durch Theater und Concert. Eine größere Freude daher hätte ihm der Director nicht machen können, als durch die Mittheilung, daß er für ihn zu allen musikalischen und theatralischen Aufführungen freien Eintritt ausgewirkt habe.

Von dieser Zeit an erhielt sein anfangs nur unbedeutendes Tagebuch einen Werth durch kritische Bemerkungen über Kunst und Theater, Anschauungen über Lebensverhältnisse u. s. w. Wir werden später Gelegenheit finden, einige Blicke in diese jedenfalls nicht uninteressanten Blätter zu thun.

Wir fahren jetzt in unserer Erzählung fort, und haben zunächst von einer interessanten Be-

kanntschaft zu berichten, die Felix mit einem Manne anknüpfte, welcher in einer Opern-Vorstellung des „Freischütz“ sein Nachbar war. Die treffenden Bemerkungen, welche Felix in ein über eine Zufälligkeit entstandenes Gespräch einfließen ließ, machten jenen aufmerksam. Beim Verabschieden vor dem Theater bat der Herr, seine Karte abgebend, Felix, ihn zu besuchen, so oft er nichts Besseres vorhabe und ihn die Unterhaltung mit einem alten Manne nicht langweile. Felix las beim Scheine der Gaslaterne: Magister Wunder, Custos an der Bibliothek. Den Mann näher kennen zu lernen, hatte für Felix zu viel Reizendes, als daß er die Ausführung seines Entschlusses hätte weit hinausschieben sollen. Wir finden ihn daher schon nächsten freien Vormittag auf dem Wege nach der Wohnung des Magisters. Die Bibliothek der Stadt befand sich in einem Gebäude, das mit der Klosterkirche zusammenhing; vor Zeiten enthielten die jetzt in Säle durch Entfernung der Scheidewände umgebildeten Räume die Zellen der Mönche; die Wohnung des Custos lag in der Giebelseite. Diese, noch mit alter Stuccaturarbeit verziert, machte, von dem Wall — so hieß

ein Theil der um die Stadt sich ziehenden Promenade — aus gesehen, einen recht angenehmen Eindruck.

Die Pforte, durch die man in einen schmalen, von der Mauer des nachbarlichen Gartens einerseits und durch die Kirche von der andern Seite begrenzten, nicht eben breiten Gang trat, um an dessen Ende auf einer Wendeltreppe nach den Etagen zu steigen, war nur an den sogenannten Bibliothektagen geöffnet. Der heutige Tag, an welchem Felix dem Custos seinen Besuch abstatten wollte, war kein solcher, mithin die Pforte geschlossen, auf das Läuten einer Glocke sprang sie durch einen Druck auf, und Felix stand in dem Gange. Es war still und einsam hier; durch das holperige Pflaster war ungestört Gras in wohliger Fülle gewachsen. Bei der uns an Felix bekannten Neigung zu stillen, abgeschiedenen Orten befremdet sein Stillstehen und seine lange Betrachtung dieses einsamen Winkels inmitten des Geräusches der werkthätigen Stadt nicht, eben so wenig, als daß er einen am Fuße der Kirchenmauer vorspringenden Stein benutzte, um durch die Fenster in das Innere einen Blick zu thuen. Was er

am liebsten sehen wollte, die Orgel, diese allerdings konnte er nicht erspähen. „Ich werde den Magister bitten, mir sie zu zeigen und sie spielen zu dürfen,“ sagte er, indem er die Wendeltreppe hinanstieg.

Wir lasen irgendwo den Satz: jede Wohnstube ist ihres Besitzers beste Biographie. Wir müssen ihn aber nicht allein auf diese beschränken, sondern auf alle häusliche Räume, von denen jene nur ein Theil ist, ausdehnen.

Die Treppe, welche Felix hinaufstieg, mündete in einen langen Gang aus, den ein Lattenverschlag abschloß. Ein daran befindliches Porzellantäfelchen nannte den Namen. Felix öffnete die Thür, eine Schelle ließ sich vernehmen, und aus einem Seitengemach trat ein Knabe, dem Ansehen nach zu urtheilen, ein Schüler, vielleicht ein Pensionär oder der Famulus des Magisters.

Felix nannte seinen Namen und trug sein Anliegen vor.

„Herr Magister sind nur einen Augenblick hinunter in die Bibliothek gegangen, wollen Sie die Güte haben, mir zu folgen.“

Der Famulus, als solchen wollen wir jenen jungen Menschen ansehen, führte Felix in ein großes Zimmer, das durch eine breite und hohe Portière nach rechts und links abgeschlossen war. An den Wänden hingen Portraits der berühmtesten Componisten; das Weber's, Beethoven's und Mozart's zierten goldene, die übrigen grüne Lorbeerkränze; das Meublement war von altmodischer Solidität, aber keineswegs geschmacklos, ein mächtiger Glasschrank enthielt eine Fülle von Noten in eigensinniger Ordnung, mit heruntergebogenen Papierstreifen versehen, welche die Titel der Werke enthielten.

Kurze Zeit nachher erschien der Famulus und meldete, der Herr Magister-Custos sei in sein Zimmer zurückgekehrt. Im Begriff zu fragen, wohin er sich wenden müsse, wurde Felix eigenthümlich überrascht. Er hatte nicht bemerkt, wie der Famulus eine Schnur zog und dadurch eine Portière sich zurückgeschoben hatte, so daß ein einziges großes und langes Zimmer plötzlich entstanden war, das nur noch die Portière links abschloß; der Magister lehnte an seinem Schreibepulte.

„Da haben Sie, mein junger Freund," sagte

er im freundlichsten Tone, „sogleich eine Eigenheit von mir kennen gelernt; ich kann, wie Sie gesehen, aus einem zwei Zimmer und aus zweien eins machen. Kommen Sie und setzen Sie sich zu mir auf das Sopha, von wo aus wir die ganze Länge übersehen können. Zuvörderst seien sie mir herzlichst willkommen und hören Sie den Grund dieser meiner sonderbaren Zimmereinrichtung.

Der Raum hier, der uns zunächst umgiebt, ist, wie Sie an seiner Physiognomie bemerken können, mein Arbeitslocal. Nun aber hat der Mensch, mir wenigstens pflegt das sehr oft zu geschehen, mitten in seinem Studium das Bedürfniß, seine Idee, gestatten Sie mir das Wort, auszugehen.

Um das zu können, ziehe ich nur eine Schnur, und die Möglichkeit ist da. Auch das hinterste Local schließt, wie Sie sehen, ein Vorhang ab, welcher jedoch mit dem Mechanismus hier nicht in Verbindung steht. Das ist mein Schlafcabinet; auch dieses wollen wir in Augenschein nehmen, damit Sie in meinen vier Pfählen sogleich heimisch werden.

Die Epheulaube hier, mit dem Tische davor und der Hausbibliothek zur Seite, besuche ich früh, wenn ich das Lager dort verlassen habe, zuerst.

Ich nehme die Hefte vor, in welchen ich große und erhabene Gedanken, die den Geist aufrichten oder durch ihre liebliche Anmuth das Herz erfreuen, gesammelt habe. Langsam gehe ich alsdann durch dieses Zimmer und bleibe vor den Bildnissen der Meister stehen. Der Anblick dieser Portraits erfreut und erfrischt mich; so vorbereitet gehe ich zu ernsten Studien an meinem Arbeitstische über. Doch genug von mir. Wie ich höre studiren Sie Musik."

„Ja, und mit ganzer Seele."

„Wohl Ihnen. Wollte Gott, auch ich hätte die Bahn gehen dürfen!"

Er wurde nachdenkend, doch nur auf Secunden.

„Verzeihen Sie, mein junger Freund, dem alten Manne den Blick, den er so eben in die Vergangenheit gethan hat, und erzählen Sie mir nun von Ihrem noch so jungen Leben."

Felix that es.

„Wie viele Aehnlichkeit," nahm der Magister das Wort wieder, „hat Ihre Jugend mit der meinen, und wenn ich Sie so neben mir sehe, komme ich mir wie verjüngt vor. Ja, ja, das ist das ungelöste Räthsel, der Anknüpfepunkte an einander, welches mich stets an „die Sympathien" des

„ungezogenen Lieblings der Grazien,“ an Wieland erinnert. Darüber sprechen wir vielleicht ein späteres Mal, heute habe ich mir ein anderes Thema gewählt, ich hatte den Entschluß gefaßt, als ich Sie zuerst sah, er wurde noch mehr befestigt, als ich hörte, die Musik sei Ihr Studium. Ich möchte Ihnen meine Ansichten hierüber gern mittheilen, deshalb freut mich dieser Ihr erster Besuch, bei dem Sie es hoffentlich nicht bewenden lassen werden.“

„Gewiß nicht,“ antwortete Felix.

„Sehen Sie, mein lieber Freund, nun kann ich mit meiner Bitte vortreten, die ich nicht ausgesprochen haben würde, wenn ich Ihr Versprechen nicht erhalten hätte. Diese ist, Sonntags mein Tischgast zu sein.“

„Mit Vergnügen; aber warum hätten Sie die Bitte zurückgehalten?“

„Weil in ihr indirect ein Zwang enthalten gewesen wäre, mich zu besuchen; aber ich hasse jede, auch die kleinste Beschränkung des inneren Menschen, denn sie ist ein frostiger Nachtwind, der unzählige Blütenkeime des Geistes und des Herzens tödtet oder sie verkrüppelt an's Licht treten läßt.

„Doch nun zu meinen Ansichten über Musik, welche Jean Paul die allgemein menschlichste Kunst nennt, und über deren Studium.“

„Die ich mit dem größten Vergnügen vernehmen werde.“

„Wenn ich wie der Polonius des Shakespeare etwas breit werde, so darf Sie das an einem alten Manne nicht Wunder nehmen, der überdies, ich erinnere Sie an die komische Zimmereinrichtung, ein rares Exemplar eines Sonderlings werden würde, wenn ihm eben das Alter dazu noch Zeit lassen wollte. Ueberhaupt verlange ich keineswegs, daß Sie meine Ansichten ohne weiteres adoptiren, vielmehr meiner Andeutungen im concreten Falle sich nur erinnern und zu einer Prüfung derselben sich anschicken sollen. Im Uebrigen erschöpfen wir das große Thema heute nicht.

„Ich weiß aus dem Munde des Directors vom Conservatorium, daß Sie bereits mit vielem Glücke an einer Composition sich versucht haben; im Schaffen aber liegt die Hoheit und das Glück des Geistes, denn das größte Unglück eines geistreichen Mannes ist, durch den Beruf gebunden, keine Zeit zu Schöpfungen zu finden; Sie verstehen, welche

ich meine, jene wahrlich nicht, die auch Maschinen zuwege bringen. Zunächst, mein junger Tonkünstler, mache ich Sie auf eine Klippe aufmerksam, an welcher nicht nur Musiker, sondern Künstler, überhaupt, wenigstens sehr viele Gefahr nehmen."

„Und welche ist diese?"

„Die Sucht, einsam zu sein; ich gebe gerne zu, daß kein Künstler so sehr zur Einkehr in sich angewiesen ist als der Musiker, aber diese Einkehr muß nicht krankhaft werden. Denn nur durch das Leben reift das Große, Natur und Genius schließen jenen Bund, aus dem die Kunst entsteht, die Sie auch die Poesie der Natnr nennen mögen. Oder hätte ich Unrecht, wenn ich alle jene wichtigen Momente des Lebens: Geburt, Hochzeit, Tod als musikalisch-anregende bezeichne? Gewiß nicht, die Wiege, das Alter, das mit Blumen ausgestreute Grab, welche Unendlichkeit in allen diesen! Gebenedeit der, welcher in Tönen alle Empfindungen ausströmen lassen kann! Sehen Sie, Felix, das ist das Hochherrliche der Musik. Der Dichter kann nicht auf einmal den Gedanken seiner Seele Ausdruck geben, er kleidet sie, wie die Mutter ihre Kinder, nach und nach an; der Maler ist seinen

Farben unterthan, und muß die erste trocknen lassen, ehe er die zweite ansetzen kann; nur der musikalische Gedanke zerspringt, mich dieses Ausdruckes zu bedienen, ohne an seinem Werthe zu verlieren, mit einem Male in tausend schimmernde Sonnen und Radien, alle Zeilen der Partitur, nicht nur eine, nicht nur die für die Cantilene, Principalstimme u. s. w. beherrscht der Componist.

Weiter suchen Sie nie nach einem musikalischen Motiv; auch hier folgen Sie den Gesetzen der Natur; die Seele des Künstlers hat deren genug, erwarten Sie den Augenblick, der ein solches Motiv erweckt und belebt, sie fühlt den zündenden Strahl. Ist es geschehen, dann halte er die beginnende Geistesfrucht so heilig, wie die Mutter die menschliche ihres Schooßes, — er lasse sie reifen, bis sie, von der Seele getrennt, als unsterbliche Blüte die erstaunte Welt grüßt."

„Ach," rief Felix mit freudestrahlenden Blicken aus, „daß mir einst dieses Glück würde!"

„Es wird, das verbürge ich Ihnen. Lassen Sie mich fortfahren. Das, was ich nun sagen will, mag eigenthümlich erscheinen, Ihrer Jugend gegenüber, aber ich will es doch nicht verschweigen.

Selbst das Leben der Geschlechter kann man mit der Musik vergleichen. Ich, liebster Freund, nenne den Mann die Septime des Dominant-Accords, aber als solche ist sie unruhig, schwankend; das Weib, die Tonika, giebt ihr den Ruhepunkt und die Kraft des beherrschenden Accordes. Diese werden auch Sie einst suchen und suchen müssen. — Armer Beethoven!" setzte der Sprechende plötzlich hinzu, scheinbar aus dem Zusammenhang der Rede gefallen.

„Ach! sein Fidelio, die Oper, die ich anbete," rief Felix.

„Anbeten! ja, das ist das richtige Wort, aber nicht ohne Thränen der Wehmuth, denn ihm, dem unerreichten Meister, blühte zur Seite kein Weib. Und doch, wie hat er in dem rührenden Bilde seines Fidelio die weibliche Treue verherrlicht! Es sind keine irdischen, es sind himmlische Melodieen, man möchte das gewaltige Werk theilen können, um so recht die Erhebung der Seele zu empfinden. Wer ein holdes Weib errungen, dieser Jubelschlußchor der Oper ist auch der im Leben des Jünglings; das beglückte Dasein des Mannes beginnt."

Der Magister erhob sich langsam und stellte

sich mit gefalteten Händen vor das Portrait Beethoven's; eine einsame Thräne rollte über die Wangen, und sein Herz fragte in diesem Augenblicke den Lenker unseres Schicksals: warum nahmst Du mir die Braut?

Felix stand gerührt hinter dem alten Herrn, der ihn jetzt durch eine Bewegung der Hand wieder zu dem verlassenen Sitz auf das Sopha einlud.

„Ich habe," fuhr er, nachdem er sich vollends gesammelt, fort, „in meinen einsamen Stunden recht oft Gelegenheit zum Nachdenken gehabt, und da ich die Musik über alles liebe, immer Veranlassung genommen, Aehnlichkeiten mit ihr in allem und jedem aufzusuchen. So haben wir auch einen Dreiklang im Leben, der sprichwörtlich geworden ist."

„Einen Dreiklang?" fragte Felix.

„Ja wohl. Und wie er in der Musik feststeht, unverrückbar, so steht er da im Leben: Wein, Weib, Gesang, Tonika, Terz und Quinte. In diesem Dreiklang ist das Weib die Terz, das ich vorhin, mit der Septime in Verbindung gebracht, die Tonika nennen mußte. Nicht Willkür hat diese Zusammenstellung geschaffen, nein das allmächtige Naturgesetz des Alls, welches jedem Leb=

losen, wie Belebten seine Stelle angewiesen hat. Wie in der Musik die Terz das Belebende, Charakteristische ist, so ist es das Weib im menschlichen Dreiklang. Versuchen Sie, Felix, die Worte umzustellen, welche Dissonanz, wie unmusikalisch, keinem ästhetischen Ohr erträglich! Gesang, Wein, Weib! Weib, Gesang, Wein! Wie erschrecklich klingt das, wie sinnlos! Nein, so muß er bleiben, wie ihn der große Reformator unseres Glaubens, der musikalische Luther, hingestellt hat.

„Wein, daß heißt die Natur, die sich in den Beeren der Rebe vergeistigt, das Weib, mit dessen Erschaffung der Herr sein Werk abschloß, der Gesang, der die Gesammtkunst und, sehen Sie, bester Freund, wieder speciell unseren gemeinsamen Liebling, die Musik, repräsentirt.

„Daß ich hier nur von dem Dreiklang in Dur spreche, brauche ich kaum zu erwähnen.

„Kennen Sie die rührende Erzählung aus dem Leben des großen Malers Gerhard Dow, wie er mit seiner Amatigeige sein dem Irrthume nahes Weib wiedergewann?"

„Nein," antwortete Felix.

„Ich erzähle Ihnen ein andermal davon; jetzt

fordert mich die Bibliothek; neue Bücher, Handschriften u. s. w. sind eingegangen, sie wollen untergebracht, geordnet sein; mein Famulus wartet, ich schließe unsere heutige Unterredung damit, daß ich Sie auf zwei heuchlerische Freunde aller Künstler aufmerksam mache, deren Stirn der Genius berührt hat; die Eitelkeit und die Selbstüberschätzung. Wer diesen ein willig Ohr leiht, kommt nie auf der Kunsthöhe an, denn auf dem Weg dahin wendet sich weinend der Genius von ihm. Adieu! mein lieber, junger Freund!"

Welch ein neues Leben hatte diese Unterhaltung in Felix geweckt! Er hatte seine Bitte, auf der Orgel der Kirche spielen zu können über den mächtigen Eindruck vergessen, den das Gespräch mit dem Custos in ihm zurückgelassen hatte. Wie sehnte, wie freute er sich, ihn wiederzusehen, er sah ihn bald wieder, aber in der Leichenhalle. Kurz nach jenem Besuch hatte der Herr ihn schnell gerufen. An seinem Sarge sitzend, entstand in Felix jener wunderbar ergreifende Gesang, unter dem die Hülle des ihm so schnell entrissenen Freundes der Erde wiedergegeben wurde.

Durch die Vermittelung des Directors am

Conservatorium wurde ihm bald nach dem Tode des Custos eine doppelte Freude: er erhielt das wohlgetroffene Portrait des Verstorbenen und ein Stipendium; das erstere war ihm ein heiliges Andenken, das letztere hocherwünscht, denn nunmehr sah er sich von dem, Geist und Körper ermüdenden Clavierunterricht befreit, und das letzte Hemmniß ungetrübten freien Aufschwungs der Seele hinweggeräumt.

Es giebt Menschen, denen das Glück wohl will. Sie mögen unternehmen was sie wollen, ein freundlicher Genius steht ihnen hilfreich zur Seite, ja er leitet sie, ohne daß sie ihrerseits etwas dazu beitragen oder überhaupt beitragen können, dahin, wo ihrer ein Erfreuliches wartet. Felix gehörte zu jenen, denn kaum hatte er wenig über ein Jahr das Conservatorium besucht, wurde der Schüler zum Lehrer.

„Liebster Felix," äußerte sein Freund, der Director, „was ich voraussah, erfüllt hat es sich; Ihr Talent hat nicht lange auf seine Vollendung warten lassen, möge es Herrliches schaffen zu seiner und Ihrer Genugthuung und zu unserer herzinnigsten Freude, zu unserer Vergeistigung.

Ein begeisterter Brief Felix' berichtete der Heimat von seinem Glücke. —

Wir erinnern uns an den Besuch des Theaters, den unser junger Freund nur sehr selten versäumte; nur dann, wenn die Bühne in der Harlekins-Jacke ungereimter Possen dem Publikum sich zeigen mußte, um leider von der Taschenplünderung der einfältigen Menge ihre Existenz zu sichern, unterließ er es, die Räume zu betreten.

Als heute gegen Mittag Felix aus dem Conservatorium nach seiner Wohnung ging, fand er durch den Zettel die Vorstellung „Uriel Acosta" angekündigt. Er hatte dieses Drama noch nie auf der Bühne dargestellt gesehen. Als es beendigt war, gestattete ihm der Eindruck nicht, nach Hause zu gehen, er wandelte durch die Straßen.

„Es war ihm eine wunderliche Empfindung, Nachts durch die Stadt zu gehen," konnte er mit Wilhelm in: „Die Geschwister" sagen.

Ohne es zu merken, nur mit dem Gesehenen und Gehörten beschäftigt, war er an seiner Wohnung angelangt, er flog das Werk, das seine Bibliothek selbst besaß, noch einmal durch, und schrieb dann Nachstehendes in sein Tagebuch nieder.

Ueber das historisch-philosophische Trauerspiel: Uriel Acosta.

Es soll, so geht die freilich unverbürgte Sage unter den Literaten, der Liebling Gutzkow's sein, weil er damit in die Reihe der Dichter eingetreten. Richtig ist es, daß der genannte Autor in dieser dramatischen Schöpfung zuerst das jambische Versmaas benutzt hat. Sei dem, wie ihm wolle, zugestehen wird man müssen, daß die Dichtung ein vollgültig Recht auf Anerkennung, ob aber der Stoff eine Berechtigung hat, gestaltet auf der Bühne zu erscheinen, das ist eine Frage, auf die ich weiter unten zurückkomme.

Zunächst will ich das Historische zusammenstellen. Uriel Acosta stammt von jüdischen Eltern ab, die man im sechzehnten Jahrhundert zur Annahme der katholischen Religion gezwungen.

„Gevatter stand bei uns
Der Henkersknecht der Inquisition.“

Er wurde zu Porto geboren. Neben dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit,

„Ein junger Denker, der dem Studium
Der Rechte erst sich zugewendet,“

beschäftigte ihn das der Bibel; aus ihr gewann er

die Ueberzeugung, die katholische Religion sei die einzig wahre nicht, nur der jüdische Glaube führe zur Seligkeit in Gott. Seine Beredtsamkeit vermochte Mutter und Brüder zur Uebersiedelung nach Amsterdam, das den Juden eine Freistatt gewährte. Hier trat Acosta völlig zu dem Judenthume über und änderte seinen Taufnamen.

„Ob auch ich
Den milden Gabriel, wie ich getauft,
Mir in den finstern Uriel wandeln will."

Ich erinnere mich hier einer Stelle aus „Ottfried", Schauspiel von demselben Autor, sie lautet:

„Ohne Scherz, wir sollten uns das Recht nehmen, in einem gewissen Alter uns über unsere Stellung zur Gesellschaft, über unseren Stand, selbst über unseren Namen selbstständig aussprechen zu dürfen."

Bekenner des Sadducäismus leugnete Acosta die Fortdauer der Seele, wodurch er mit den Rabbinern in Conflicte gerieth, die ihm mehrfache Geld- und Gefängnißstrafen verursachten. Im Jahre 1624 gab er, sich zu vertheidigen, jenes Buch heraus, dessen im ersten Acte Erwähnung geschieht. Silva sagt von ihm:

„Seit wenig Tagen ist ein Buch erschienen
Von Uriel, worin er Manches, was
Ich früher selbst in Glaubenssachen schrieb,
Sophistisch wieder aufzuheben suchte."

Nach diesem Schritt wurde er von den Rabbinern und seinem Vetter angeklagt, sein Vermögen confiscirt, und er fünfzehn Jahre in den Bann erklärt, das Buch ebenfalls confiscirt.

„Die Schrift, von dir geschrieben, ist den Flammen,
Bei uns bist du dem Bannfluch heimgefallen."

Müde der Beschimpfungen entschloß er sich zum Widerruf und erlangte Wiederaufnahme in die Gemeinde. Nach kurzer Zeit aber beschuldigte ihn ein Verwandter, verbotene Speisen genossen und zwei Christen vom Uebertritt zum Judaismus abgehalten zu haben. Außer zu körperlicher Züchtigung wurde er verurtheilt, auf der Schwelle der Synagoge liegend, die Anwesenden über sich wegschreiten zu lassen.

„So will ich mich an des Tempels Ausgang,
Am Thor der Synagoge auf die Erde
Als Büßer legen, Jedermann von euch
Erhebe seinen Fuß, um über mich
Hinweg — —"

Diese Beschimpfung reifte in ihm den Entschluß, seinen Ankläger, der noch außerdem eine vortheil-

hafte Verbindung Uriel's mit einer reichen Jüdin aus Amsterdam vereitelt hatte, zu erschießen.

„Dahin! herzenschachernder Hidalgo!
Zeig' deine Wechsel vor, Verfalltag ist!
Halt' still wie ich, als du mich tratst im Staube."

Dies Vorhaben mißlang; um den Mordversuch nicht mit dem Tode zu büßen, endete er, wie? — sagt die Geschichte nicht, durch eigene Hand im Jahre 1647.

So weit das Geschichtliche. Wie es Recht und Pflicht des Dichters ist, hat Gutzkow von der geschichtlichen, ziemlich uninteressanten Figur des Uriel Acosta das Unpoetische abgestreift und uns einen Mann dafür gegeben, von dem Göthe's Wort gilt: Es irrt der Mensch, so lange er strebt. Der Dichter hat den Entschluß Acosta's, zu widerrufen, aus der Liebe der Mutter entspringen lassen, er hat die Gestalten der Judith, des Jochai, Manasse's, de Silva's geschaffen und in Verbindung mit Uriel den achtjährigen Knaben Baruch Spinoza, geb. am 24. November 1632, den später so berühmten Gründer einer eigenen philosophischen Schule, gebracht. Wenn man dem Dichter zum Vorwurf machen wollte, daß das Auftreten dieses Knaben

unmotivirt sei, so müßte man dem widersprechen, dieses Einführen ist vielmehr wohlberechnet.

Spinoza's Philosophie, die sich in ihrer eigenthümlichen Weise, welche dem Herzen, dem Gemüthe gar Vieles nimmt, ohne es wieder herzustellen, am klarsten in seiner Ethik kund giebt, wie ich auch aus meinem wenigen Studium schon ersehen habe, verstößt eben so gegen das christliche Bewußtsein, wie Uria's gegen die Satzungen des Talmuds, und das ist's, was Gutzkow durch den Knaben erst in Werden andeuten wollte.

Daß ein so schwankender („halb Christ, halb Jude schwebt er in den Lüften") in seinem Denkerstolz (für eine Ehre halt' ich diesen Fluch) das Richtige nicht findende (und wenn im Denken ich gesund nicht bin) haltloser, feig im Selbstmord endender, auch die Liebe nur mit dem Verstande auffassender und diesem sie zum Opfer bringender (Jetzt muß ich bleiben, wenn auch Herzen brechen) Charakter keine Sympathien erwecken kann, liegt auf der Hand, und darin finde ich den Grund zu meiner Behauptung, daß dieses an sich, bezüglich der elegant gewählten Sprache, des unerschöpflichen Gedankenreichthums und der untadeligen Architektur des

prächtigen Aufbaues nie, wie man zu sagen pflegt, durchschlagen wird.

Man sieht es recht deutlich, wie der Dichter das Denkerideal (Bewundern ist und Lieben Eins beim Weibe) in Judith hat widerspiegeln lassen, auch sie besitzt den Dämon: Stolz, Manasse's Kind ist von Uriel „nicht mit dem Netz der Liebe, nein nur mit seinem Denken so eng umgarnt, daß sie sich besser glaubt als andere Wesen, das Uebliche verachtet und ihr Herz." Nicht dieses Herz war es, das aus sich zuerst das schimmernde Blüthenweiß der Liebe rief, nein der kalte Verstand erzog sie im Treibhause aufflammender Ideen und verpflanzte sie in die zarte Brust des Weibes, die ungefügen Wurzeln dehnen sich wie gierige Arme eines Polypen, und siehe da, der ungestüme Fremdling zersprengt die ihm aufgedrungene Stätte, Judith's Herz. Sie sagt selbst von sich, aber im gänzlichen Verkennen weiblicher Natur: „So bist Du mein! Erobert durch die Wahrheit," und weiter: „Es muß das heil'ge Recht sich erst erobern durch die freie That." Im Uebrigen läßt der Dichter, wie ich bereits gesagt, Uriel's Entschluß zum Widerruf aus der Liebe zur Mutter entspringen („es

wurzelt in unserem Volke tief die Familie"), diese aber zwingt ihn so eigentlich nicht, vielmehr ist Esther, ungeachtet ihrer Blindheit, entschlossen zu wandern, „und ging's wie vor Jahren über's Meer," Eins nur bekümmert sie, daß der Sohn, „wo Juden wohnen, keine Freistatt finden" kann.

Die Liebe zur Judith, deren sie sich selbst anklagt („Verhängniß, strafe gnädig unsere Schuld!"), welche eigentlich das Hauptmotiv sein sollte, bewegt Uriel nicht. („Mutter, wir werden nicht geliebt.")

So ist denn in dem ganzen Werke die Pein einer fortdauernden Unruhe. Die Fäden reißen hier, um dort scheinbar wieder ganz unverletzt zu erscheinen, in der That aber durch kleine Knötchen geknüpft sind; ohne Sühne, ohne ethischen Schluß endet das Ganze in gewaltsamer Weise.

Derartiges Mißhandeln des Geistes, von dem Silva richtig sagt: „Du glaubst, du hast den Denker dir befreit? nur deinen Dämon hast du losgelassen," findet seinen Ausgangspunkt in der Umnachtung des Wahnsinns, der Selbstmord öffnet seinen Abgrund und die Menschheit betrauert einen Irrthum mehr.

Wie anders erscheint der Philosoph Silva. Er,

den der Dichter nicht ohne Grund zugleich als Arzt, als Beobachter der Natur, der liebenden Führerin zu ihrem Schöpfer und Erhalter, im Allgemeinen und der Menschennatur insbesondere hinstellt, fühlt, daß wir nichts im Eignen sind. Wie lieb und besänftigend klingen seine Worte, wie hat er Herz und Geist im reinsten Frieden versöhnt, sein Ich in Einklang mit der Welt gebracht, er kann Uriel zurufen: „Hat euer Glaube Einen schon beglückt? Die Hand auf's Herz! Acosta! nicht einmal euch selbst." Auch Silva hat in Glaubenssachen geschrieben, aber nicht excentrisch, nein, mit Schonung für den alten Glaubensirrthum, der zehnmal Tausend über Lebensschmerzen, und Millionen über's Grab geleitet. Er steht voll edler Selbstbeherrschung da. —

Dies meine Ansichten, und nur — für mich.

Die Vorstellung selbst war eine sehr gute.

Eingedenk der Ermahnung seines verstorbenen Freundes, sich der Welt nicht zu entziehen, besuchte Felix von Zeit zu Zeit eine Restauration, deren Besitzer die meisten Zeitungen und Journale hielt.

Der Aufenthalt in den an sich äußerlich gefälligen Räumen bot fort und fort des Interessanten viel, denn die Gesellschaft war keine sich gleichbleibende, sondern stets wechselnd, Fremde namentlich belebten die Unterhaltung.

Als eines Abends Felix früher als gewöhnlich in das Local trat, befand sich nur ein einziger Gast dort; der herrliche Sonntag hatte zu Ausflügen in die Umgegend aufgefordert.

Der sehr elegant, aber keineswegs nach den Launen der Mode gekleidete Herr blickte bei dem Gruße Felix' von dem Journal, in dem er las, auf. Das Gesicht, meinte Felix bei sich, kommt mir bekannt vor, wo nur hast du es gesehen? Richtig, so ist es, der dort Sitzende ist jener Schauspieler, welcher die Rolle des Uriel Acosta neulich spielte.

Auch der Unbekannte sah je zuweilen von seinem Blatte und blickte Felix an, wie Jemand, der sich eines Andern entsinnen will. Endlich rief er: „Wenn ich nicht irre, so beschäftigt uns ein und dasselbe: ich will wissen, wer Sie, Sie wollen wissen, wer ich?"

„Ich leugne nicht," antwortete Felix.

„So wollen wir nicht eine Reihe leerer Tische

zwischen uns lassen, sondern näher rücken. Ich bin der Schauspieler Werrle."

„Und ich Lehrer am hiesigen Conservatorium."

„Und heißen Felix, der Glückliche!"

„So heiße ich und bin allerdings wenigstens zur Zeit nicht unglücklich."

„Das glaube ich gern, wer einen so vortrefflichen Grabgesang zu componiren versteht, ist beneidenswerth glücklich."

„Eben so der, dessen Talent die Gestalt des Dichters zu verkörpern versteht, wie Sie, Herr Werrle."

„Genug davon. Wir sind durch uns selbst bekannt geworden, und eine solche, auf Schätzung unserer geistigen Kraft gegründete Bekanntschaft tritt sogleich in veredelter Potenz als Freundschaft auf. Sei denn diese geschlossen für alle Zeit."

Die beiden jungen Männer reichten sich die Hände.

„In mir," nahm Werrle das Gespräch wieder auf, „sehen Sie einen enthusiastischen Verehrer der Musik und namentlich der Oper, des Singspieles. Ich kann mich durchaus der Ansicht jener nicht anschließen, die dem musikalischen Drama, dahin will ich Singspiel übersetzt haben, keine Berechti-

gung zugestehen, weil Recitation und Gesang störend auf einander einwirke. Es liegt diese Störung nicht in der Natur der Sache, sondern in der Mangelhaftigkeit der Sänger und Sängerinnen, die es der Mühe nicht werth halten, Prosa richtig und gut sprechen zu lernen; freilich, wenn man hören muß, wie mir geschah, daß ein Darsteller des Max in: der Freischütz sagte: Ich habe einen Hirschen geschossen, so erhält man eine unfreiwillige Douche."

„Ich stimme ganz Ihrer Ansicht bei", erwiederte Felix „nur glaube ich, es kommt einzig und allein auf den Stoff an, ob er in Rede und Gesang zugleich auftreten kann, manche Stoffe sind doch wohl nur für den Gesang und das Recitativ."

„Darf ich einen Wunsch aussprechen?"

„Ich bitte darum."

„Schon lange gehört es zu meinen Lieblingsgedanken, ein Drama für Musik und Recitation zu schreiben, oder vielmehr das in meinem Pulte bereits liegende, vielfach überarbeitete und durchdachte, wie man zu sagen pflegt, an den Mann zu bringen, d. h. den Componisten zu finden, der mich und meine Dichtung versteht. Ich müßte mich sehr irren, wenn ich diesen in Ihnen nicht gefunden hätte.

Wenn Sie mich in meine Wohnung begleiten wollen, so sollte es mir eine große Freude sein, meine Dichtung Ihnen vorlesen zu dürfen, der heutige Abend beansprucht mich nicht."

„Mit größtem Vergnügen," erwiederte Felix und folgte Werrle in dessen Wohnung, dort las dieser sein Drama mit künstlerischer Begeisterung vor und Felix fand, nachdem jener geendet, nicht Worte genug, die Schönheiten hervorzuheben.

„Aus Ihrer Beurtheilung, bester Freund, ersehe ich mit inniger Freude, wie gerade Sie der rechte Mann sind, meine Arbeit mit dem Nimbus der Musik zu verklären."

„Sie sollen bald von mir hören." — —

Schon am anderen Morgen erhielt Werrle ein Blatt, Felix schrieb:

„Ihr Drama hat mir den Schlaf unmöglich gemacht, es sang und musicirte neben und über meinem Bette, als säßen lebendige Noten überall, ich sprang auf und setzte mich sofort an die Arbeit, die ich, nur um Ihnen dies Blatt zu schreiben, unterbreche. Wenn Sie heute nach dem Theater sich nicht zu angegriffen fühlen, so kommen Sie auf ein Stündchen zu mir, um

zu hören, an welchem klingenden Gewande ich für Ihren Liebling arbeite."

Werrle konnte kaum das Ende der Vorstellung erwarten, um Felix zu besuchen, den er vor der Partitur fand.

„So weit ich fertig bin, sollen Sie hören."

Felix setzte sich an's Piano, und spielte die Ouverture.

Werrle faßte beide Hände, blickte Felix tief in's Auge und küßte ihn, dann ging er auf und ab im Zimmer.

„Felix! welche Meisterschaft! Heut' kann ich nicht schlafen, auch nirgends bleiben, ich muß hinaus in's Freie, an's große, heilige Herz der Natur flüchten. Hab' Dank, hochherrlicher Freund, für diese selige Stunde. Auf frohes Wiedersehen!"

Damit stürmte Werrle fort, Felix aber öffnete das Fenster und hinein in den blauen Sternenhimmel der milden Sommernacht blickend, rief er leise:

„Du mein heimgegangener Freund da oben, habe ich's so recht gemacht?"

Als eines Sonntags Nachmittag Werrle seinen Freund wieder besuchte, sagte er:

„Dir ist wohl ein besonders frohes Ereigniß heut begegnet, denn so sieht nur das Gesicht eines Menschen aus, der über alles glücklich sich fühlt.“

„Das, lieber Werrle, bin ich auch und bin's durch Dich.“

„Wie verstehe ich Das?“

„Ich bin mit der Musik zu Deinem Drama fertig.“

„Was? aber sage mir, wie ist das möglich? In dieser kurzen Zeit!“

„Es ist; wie? das weiß ich selbst nicht, ein Blick in die Partitur kann Dich überzeugen, wie wenig ich geändert habe.“

„Ja, ja, das ist die Macht des Genius.“

„Die Du, wenn schon in anderer Weise, auch an Dir selbst oft empfunden hast.“

„Nun laß uns einiges versuchen, ich verstehe auch etwas zu singen.“ Werrle sang, so weit es die Composition zuließ, und je mehr er hörte, desto entzückter war er.

„Mein erster Gang ist morgen zu unserem Capellmeister, bald sollst Du mehr hören.“

„So hättest Du Hoffnung zur Annahme?“

„Die begründetste; einmal ist das Werk vortrefflich, zweitens ist die Partie der Hauptfigur der

ersten Sängerin, wie sich das Theaterlexikon, wenn schon etwas unzart, ausdrückt, auf den Leib geschrieben, drittens schwärmt sie für meine Dichtung, die ich ihr früher vorlas, viertens ist der Regisseur der Oper mein Freund, und die Hauptsache, ein Günstling des Intendanten. Wenn man so viele Chancen für sich hat, kann es nicht fehlen, freilich ohne solche ist man ein geschlagener Mann, wäre man auch als fertiger Meister vom Himmel gefallen, denn die Intrigue und Chicane wächst nirgend gedeihlicher als hinter den Coulissen. Also, bester Freund, auf baldiges, auf frohes Wiedersehen!

Werrle hatte sich in seinen Hoffnungen nicht getäuscht. Der Capellmeister war über die Musik förmlich außer sich gerathen, mit der Partitur unterm Arm eilt er zu Fräulein Eugenie von Dorville, der Primadonna der Oper.

„Was bringen Sie, bester Doctor, etwas ganz besonderes muß es sein, denn ihr Gesicht ist feierlich verklärt, als wenn Sie die Euterpe mit ihren zwei Flöten leibhaftig gesehen hätten."

„Ja, theure Freundin, da haben Sie den richtigen Ausdruck gebraucht, aber ich habe sie, die lieblichste aller Musen, Ihre Schwester, nicht nur

gesehen, sondern sie hat mich, nein, uns Alle, beschenkt. Ich habe hier unter dem Arm ein Werk, eine Erstlingsarbeit, aber eine so gelungene, daß ich in der That um ein Wort verlegen bin."

„Nennen Sie das Werk getrost meisterhaft."

„Ja, ja, und wissen Sie, was mich freut? Der Text ist von Jemand, der Ihnen nicht gleichgültig ist."

„Mir?"

„Ja, Ihnen, der Text ist von Werrle."

Dem Capellmeister entging der Wechsel der Farbe auf Eugeniens Wangen nicht, indem sie den Namen leise wiederholte.

„Können Sie mir die Partitur nicht auf einige Tage lassen, ich werde meine Partie daraus studiren, denn die Musik wird doch aufgeführt?"

„Das versteht sich, je früher desto besser."

„Wann?" fragte Eugenie weiter.

„Ich will damit die Saison schließen."

„Dann müssen wir recht fleißig sein," bemerkte sie, die Partitur aus den Händen des Capellmeisters empfangend.

Von der Dorville eilt er in die Wohnung Werrle's, dieser aber trat kurz darauf, nachdem

ihn jener wieder verlassen hatte, in das Zimmer seines Freundes und rief aus:

„Victoria, wir haben gewonnen, das Werk ist angenommen."

An demselben Abend ging ein Jubelbrief, wie wohl noch keiner geschrieben worden ist, in das heimathliche Dorf des überglücklichen Componisten ab.

Viertes Kapitel.

Wir erinnern uns aus dem vorigen, daß der Capellmeister die diesjährige Saison mit dem Erstlingswerke Felix' schließen wollte.

Die Saison endigte jedesmal mit dem 15. April.

Als Felix' Brief in der Heimath anlangte, schrieb man den 15. März.

Kehren wir auf kurze Zeit in jene zurück.

Was wir im Gewühle der Stadt zwischen ihren Häusern nicht bemerken, das tritt uns auf dem Lande freundlich, herzerheiternd entgegen — das zu seiner Blüthenzeit erwachende Jahr.

Im Garten der Cantorei liegt längst kein Schnee mehr, die ersten Grasspitzen zucken aus der Erde, Märzglocken zieren die Rabatten und an Baum und Strauch erscheinen des künftigen Blätterschmuckes erste Anzeichen.

Der Cantor und seine Frau haben so eben den Mandelbaum am Giebelspalier betrachtet, vorsichtig hebt er das schützende Stroh hier und da auf und zeigt auf die Blüthenknospen, welche die Strahlen der wärmenden Frühlingssonne bereits empfinden; jetzt steht das den Garten durchwandelnde Paar vor dem Rosenbaum; er ist noch an die Erde gelegt und mit Tannenreisig und Stroh bedeckt.

„Wollen wir ihn nicht aufrichten?" fragte sie.

„Nein, liebes Herz, die Nachtfröste sind noch nicht vorüber; so lange die Schwalben nicht kommen, ist es rathsam, die zarten Gewächse nicht zu entkleiden. Um diesen Baum sollte es mir leid thun, wenn er Schaden leiden sollte, denn er —"

Seine Rede wurde durch den Gruß: „wünsche einen guten Morgen," unterbrochen, der Postbote kam den Zaun entlang und reichte einen Brief durch das Stacket.

„Von unserem Sohne?" fragte sie.

„Ja, von Felix."

„Was schreibt er?"

„Den Brief lesen wir mit Andacht in der Stube;" antwortete er und fügte, indem sie da=

hin gingen, hinzu: „Liebe Clara, dem Briefe fühle ich es an, daß er für uns eine große Freude umschließt.“

„Bis jetzt hat jeder Brief unseres Sohnes uns erfreut.“

„Wahr, aber dieser, ich bleibe dabei, ist jedenfalls der freudenreichste.“

„So laß uns eilen.“

Im Zimmer angelangt setzt sich der Cantor in den Großstuhl, seine Frau stellt sich daneben, sie hat den linken Arm auf die Polsterlehne des Stuhles gelegt und die Hände gefaltet; das Haupt neigt sich wenig nach vorn, er aber hat das seinige zurückgelehnt und hält den nunmehr geöffneten Brief so vor sich, daß das Licht des Fensters auf das Blatt fällt. Und er beginnt:

„Von meinem Freunde, dem Schauspieler Werrle, habe ich Euch bereits geschrieben, für mich hat diese Bekanntschaft unendliche Folgen gehabt. Er hat ein Drama geschrieben, zu dem ich die Musik gemacht. Denkt Euch mein Entzücken, es wird in vier Wochen, also den 15. April, aufgeführt. Wollt Ihr — doch nein, das ist der rechte Ausdruck nicht, — könnt

Ihr nicht nach hier kommen? Ueberglücklich wäre ich. Man erwartet mich zur Probe, ich muß schließen."

Der Cantor holte tief Athem, wie Jemand, der einen hohen Berg erstiegen hat und über das Schöne, das er um sich sieht, erstaunt ist. Endlich rief er: „Frau, wir fahren hin!"

Sie nickte nur, denn das Freudige, was sie aus dem Briefe erfahren, hatte sie für den Augenblick rein sprachunfähig gemacht.

Der Mann fuhr fort: „Schon um den Schauspieler Werrle kennen zu lernen."

„Das sagst Du mir zum Angehör," antwortete sie.

„Du hast's errathen, siehst Du, Deine Antipathie gegen den Freund unseres Felix ist ungerecht gewesen."

„Ich will es ihm persönlich abbitten, wenn Du es verlangst."

„Das verlange ich nicht, es freut mich aber, daß ich —"

„Wieder einmal recht habe, willst Du sagen; sei ruhig," fuhr sie fort, als sie sah, daß ihr Mann antworten wollte, „ich gebe mich gefangen."

„Das nur wollte ich hören. Nun aber, liebes Weib, laß uns das Nöthige bedenken, wir müssen in der Stadt reputirlich, wie man zu sagen pflegt, aussehen; Du, die Mutter eines Componisten, kannst nicht wie hier einhergehen.“

„Ich ziehe mein Kirchenkleid an,“ fiel die Frau mit einem so komischen Ernste ein, daß der Cantor sich nicht enthalten konnte, aus vollem Herzen zu lachen.

„Na, na,“ lenkte er schnell gutmüthig ein, als er sah, daß seine Frau durch seine harmlose Heiterheit sich doch verletzt fühlte, ich habe das nicht böse gemeint, bin auch weit entfernt, über Dein Kirchenkleid Uebles zu denken, geschweige zu sagen, aber Du siehst mir in ihm so feierlich, ich möchte meinen, zu kirchlich aus, und das will mir zu dem großen und seltenen Ehrentag, der uns bevorsteht, nicht recht passen.“

„Ich habe in meiner Commode noch Stoff zu einem Kleide liegen, Dein Weihnachtsgeschenk, er ist freilich kein seidener, indessen —.“

„Er hat meine Lieblingsfarbe, tiefblau, den lassen wir sofort verarbeiten, wir haben ja hier im Orte einen geschickten Schneider, dem es eine

große Freude sein wird, einmal eine Staatsrobe aus seinem Atelier in die Welt vortreten lassen zu können."

„So will ich sogleich zu ihm gehen."

„Thue das, mein Schatz, ich will treue Freunde, gute Bekannte aufsuchen, mein freudevolles Vaterherz sehnt sich noch umfangreicher Mittheilung."

Er war schon in der Thür, als sie ihn zurückrief.

„Aber, Väterchen, was machen wir denn mit Deiner Garderobe?"

Die, Kind, die lassen wir beim alten. Mein Frack steckt zwar noch mit den Schößeln in der Puppe keiner allzu neuen Mode, indessen bei uns Mannsvolk kommen die Kleider wegen des in uns steckenden Werthes nicht so in Betracht."

Schnell war er durch die Thür verschwunden, denn er las auf dem Gesichte seiner Frau die ersten Anfänge einer heiteren Zurechtweisung über „männliche Anmaßung."

Auf dem Wege nach dem Gasthofe, dessen kleine Hinterstube im Parterre den „Honoratioren" des Ortes zur gesellschaftlichen Erholung eingeräumt war, kam er an dem Gute des uns schon bekannten Kirchbauers vorüber, dieser hatte soeben die Winter=

fenster ausgehoben und war damit beschäftigt, das dazwischen gelegte Moos und die hineingesetzten Holzfiguren, Thiere u. s. w. darstellend, herauszunehmen. Man findet diese Sitte auf Dörfern, und wohl auch hie und da in kleinen Städten.

„Ei, Kirchbauer, Ihr jagt den Winter mit allem Anstand hinaus.“

„Hat's nicht besser um uns verdient, war gerade dieses Jahr ein unanständiger Geselle, trat nicht, wie sich's gebührt, im ordentlichen Schneegewand auf, sondern trieb sich an den Gebirgen umher, seine fatalen Regentücher durch unsere Thäler schleppend, daß den Saaten angst und bang wurde. Solchen Besuch ist man gern los, je eher, je lieber, da habt Ihr das Verhältniß. Wohin geht's denn mit Euch, liebster Freund und Cantor?“

„Hinüber in unsere Gesellschaft, kommt nur nach, ich habe etwas wichtiges hier in meiner Tasche.“

„Das lasse ich mir nicht zweimal sagen, hatte es so im Sinn, wollte mich nur erst etwas ankleiden.“

„Da werde ich vorausgehen.“

„Thut's nur, in fünf Minuten bin ich auch dort.“

Der Cantor setzte seinen Weg fort, jeder Zoll

an ihm Freude. So leutselig hatte er dem Gruße ihm Begegnender noch nicht gedankt, eine solche Menschenliebe in seinem Herzen noch nicht gefühlt, wie heute, von Zeit zu Zeit griff er in die Tasche, um zu fühlen, ob das wichtige Document noch da sei, manchmal nahm er den Brief heraus, las ihn im Freien, den Stock unter den Arm geklemmt, sprach leise nicht zu verstehende Worte, nickte, klopfte vertraulich das Papier, wie man Jemand, mit dem man recht zufrieden ist, auf die Schulter klopft, steckte den Brief wieder behutsam in die Tasche und setzte seinen Weg fort. Jetzt stand er vor dem Gasthofe und blickte zurück. In der Ferne sah er den Kirchbauer aus dem Gute kommen, der strich und wischte mit beiden Händen, unterstützt von einem Taschentuche, das seiner gelben Farbe wegen auch der Weite bemerkbar war, an seinem Kleide herum, als zieme sich an ihm bei dem Gange nach einem Bedeutungsvollen kein Fäserchen noch Fädchen.

Der Cantor lächelte selbstzufrieden über das Manöver seines alten Freundes und trat zur Hinterstube ein. Zur Zeit war er der einzige Gast, an anderen Tagen wäre ihm das sicher gleichgültig

gewesen, aber heute hatte er den Brief in der Tasche, und so viel Freude im Herzen, beides konnte er doch nicht für sich behalten, da getröstete ihn die Zuversicht: Nun er kommt doch, er, mein Freund, der Kirchbauer.

Ehe dieser aber erschien, fanden sich andere gute Nachbarn und Bekannte ein, und das Gesicht des erst Vereinsamten wurde immer freundlicher. Endlich trat auch der Kirchbauer in die Stube; er hatte sich kaum Zeit genommen zum Gruß, Niedersitz und Bestellen eines Glases Bieres, als er begann:

„Nun, liebster Freund, laß mich wissen, was Euch Bedeutendes passirt ist.“

„Etwas Bedeutendes!“ riefen alle, „ei, laßt's wissen.“

„Es ist nur ein Familienereigniß und gehört eigentlich nicht hierher, ja, seine Mittheilung könnte mich in Euren Augen anmaßend erscheinen lassen, aber ich weiß, daß ihr alle, wie ihr hier sitzet, an meinem Hause Theil nehmt und mich als einen Nicht-Obenhinaus kennt.“

„Gewiß,“ riefen alle und streckten ihm die Hände, wie zum Zeichen der Bekräftigung, entgegen.

„Danke, danke, nickte der Cantor links und rechts zu, dann nahm er den Brief aus der Tasche und las ihn vor, nicht ohne Genugthuung, wenn er über das Papier schielend die Andacht nnd das Staunen seines kleinen Zuhörerkreises wahrnahm.

Was der Cantor hier that, that seine Frau in der Wohnung des mit der Anfertigung ihrer Staatsrobe betrauten Dorfschneiders. Sie erzählte, freilich ohne das Document, den Inhalt des Briefes, erregte aber nicht mindere Sensation, denn die Hörer, der Schneider und seine Ehehälfte, ergingen sich in vielfachen Interjectionen des Erstaunens, ersterer versah sich zu wiederholten Malen im Maaßnehmen, was ihm noch nie passirt, wie er mit einem körperlichen Eide versichern könne.

Der Kleiderverfertiger versprach sein möglichstes zu thun und erbat sich die Erlaubniß der Frau Cantorin, die Taille anprobieren zu dürfen, was natürlich bereitwilligst gestattet wurde.

Die erste Probe fand bereits im Laufe der Woche statt und fiel eigenthümlicher Weise mit der ersten Orchesterprobe des musikalischen Dramas zusammen.

Wie man in der Stadt in allen Kreisen nur

von diesem sprach, und den Tag der Aufführung nicht erwarten konnte, so sprach man im Dorfe nur von dem neue Kleide der Frau Cantorin und von der Reise nach der Stadt; das erstere zu sehen, fanden sich in der Behausung des Schneiders stille Bewunderer ein, und manches sonst zufriedene Herz beschlich vielleicht zum ersten Male ein gewisser Neid.

Der Kirchbauer war ohne Neid, doch ärgerlich über das Schicksal. „Warum habe ich nicht auch so einen Jungen?" brummte er in den Bart, als er den Brief Felix' abschrieb. Diese Erlaubniß hatte er sich vom Cantor erbeten und den Brief gegen das feierliche Versprechen, „ihn gut zu halten," eingehändigt bekommen. Das Abschreiben freilich ging langsam und nicht ohne Mühe vor sich, denn der Kirchbauer schrieb für gewöhnlich nicht viel und dann mit Kreide an den Wandschrank oder die Stubenthür, nicht mit der Feder auf Papier.

Der Kirchbauer bringt „das anvertraute Gut", wie er den Brief nennt, in sechs Blätter eingeschlagen, heute früh dem Cantor wohl conservirt zurück und spricht: „Das ist eben das Verhältniß."

Weiter sagt er nichts, geht, kehrt aber wieder um.

„Was ich Euch noch bitten möchte, schaut's, dürft mir's nicht übel nehmen."

„So geht doch mit der Sprache heraus."

„Ich möchte das Ding, was Herr Felix gemacht hat, auch mit sehen, und wenn Ihr's erlaubt, fahre ich Euch nach der Stadt. So, nun ist's heraus."

„Seid ihr ein eigener Kauz, Kirchbauer, ich denke sonst was, indessen freut es mich ungemein, daß Ihr solchen Antheil nehmt, ich danke Euch herzlich," sagte er und reichte jenem die Hand.

„Das ist eben das Verhältniß." —

„Daß gute Menschen an Freud' und Leid, was ihnen gegenseitig begegnet, herzlichen Antheil nehmen, und ich denke, das ist ein gutes Verhältniß," unterbrach ihn der Cantor.

Kehren wir jetzt zu Felix zurück. Er war in diesen Tagen wie verwandelt.

„Genießen Sie nur recht mit der ganzen, vollen Seele," hatte sein Freund, der Director, gesagt mit dem Zusatze, daß er die Unterrichtsstunden auf die kurze Zeit übernehmen wolle. —

So viel Menschen waren Jahre lang nicht in das Haus der Gärtnerswitwe gekommen, als sie in diesen Tagen erschienen, vom Theaterdiener, Noten-

schreiber, Chordirector, Maschinenmeister u. s. w. bis hinauf zur Primadonna, Eugenie von Dorville, welche, von Werrle begleitet, es sich als eine besondere Ehre ausgebeten hatte, dem Componisten ihre Aufwartung machen zu dürfen.

Die Generalprobe, zu welcher sich einige Kunstkenner der Stadt eingefunden hatten, war glänzend ausgefallen und überall sprach man von dem vortrefflichen Werke mit freudiger Anerkennung. Schon mehrere Tage zuvor war das Haus ausverkauft. —

Die Generalprobe mit dem Kleide der Frau Cantorin, zu welcher einige sachverständige Freundinnen aus dem Orte Zutritt hatten, war zur Zufriedenheit aller ausgefallen, und das ungewöhnlige Ereigniß sprach sich im Orte herum.

Nach der Generalprobe im Theater war Ruhe für alle dabei Betheiligten eingetreten, nicht so nach der im Cantorhause, welche gerade eine Woche vorher stattgefunden hatte, denn nunmehr rüstete man sich zur Reise. Der Kirchbauer hatte gerade so, als wenn man neue Glocken einholt, nagelneues Geschirr für seine Pferde gekauft, in der Cantorei fand eine Revision aller vorhandenen Schachteln und Kistchen statt, ob sie zur sicheren Aufnahme

der Spitzen, Kragen und der neuen Staatshaube der Frau Cantorin dienen möchten.

So war denn der große, unter Freude, Rumor und Hoffnung erwartete Tag erschienen. Obschon dem April angehörig, hatte er doch ein freundliches Osterangesicht angenommen, die Luft war mild, der Himmel klar und blau.

„Wir müssen frühzeitig aufbrechen, das ist das Verhältniß," hatte am Abend vorher der Kirchbauer gesagt, und richtig, um fünf Uhr fuhr er mit seinem eleganten Wagen vor, und strängte die Pferde aus, „denn es wird eine ziemliche Zeit vergehen, bis zunächst die Schachteln und Kisten in dem geräumigen Gefährt untergebracht sein werden. Ja, ja," fuhr er fort, indem er mit praktischem Geschick die diversen Verpackungsbehälter, klein und groß, zusammenschob, „die Weibsleute, das ist eben das Verhältniß."

Dabei lächelte er aber vor sich hin und sprach in sich hinein: „Sind aber beide doch treffliche Leute und der Felix, nein, warum habe ich nicht so einen Jungen?"

Der Gedanke riß ihn zu einer Uebereilung hin, denn die letzte Schachtel wurde etwas unsanft be-

handelt. Der Kirchbauer erschrak und beruhigte sich erst alsdann, als er sie untersucht und keinen Schaden an ihr vorgefunden hatte. —

Das cantorliche Paar stieg ein und fort ging's.

An der Unterhaltung konnte der Kirchbauer nicht viel Antheil nehmen, denn die beiden muthigen Hengste wollten behandelt sein. —

Von Weitem zeigte jetzt die große Stadt ihre stolzen Thürme, man fuhr schon an den ersten Landhäusern vorüber. Der Kirchbauer war erfreut, als er zwei Reiter halten und mit den Gerten nach den Pferden zeigen sah.

„Ja, ja, ihr seid kein Verleihervieh," rief er den Rossen zu und kitzelte beide ein wenig über dem Schweif, denn die Peitsche brauchte er nur dazu, die munteren Thiere zuckten zusammen und der Kirchbauer hatte seine Freude über ihren kurzen Galop.

„Aber das darf nicht so fortgehen, ist nur Reitpferds Sache, ihr habt zu traben," sprach er weiter.

Als ob die klugen Thiere ihren Herrn verstanden, die Ohren hatten sie freilich nach seinem Sitze aufmerksam zurückgeschlagen, fielen sie in den

gewünschten Trab ein, der sich jetzt allerdings zum lebhaften Schritt mäßigte, denn man war in die erste Straße eingefahren.

Auf einmal hielt der Wagen so schnell an, daß die Frau Cantorin fast von dem rothen Lederpolster rutschte, sie kreischte auf, denn sie meinte nicht anders, als es sei ein Rad gebrochen, schon wollte sie fragen, als der Kirchbauer nach seinen Fahrgästen umblickte, mit der Peitsche geradeaus nach der Ecke eines Hauses zeigte und ausrief: „Na seht nur, das ist eben das Verhältniß."

Die Cantorlichen sahen nach der Richtung hin, ein großer bunter Theaterzettel, ohne die Namen der Mitwirkenden zu nennen, kündigte an: Wally, die Zigeunerin, Drama in fünf Acten von Werrle, Musik von Felix. Vor den Augen der glücklichen Mutter tanzten die Buchstaben, der Kirchbauer zog die Köpfe seiner Pferde auch nach dem Zettel, der Vater wischte die Brille, die er für gewöhnlich nicht trug, aber zur ungewöhnlichen Augenweide, also auch jetzt, dem Futteral entnahm. Lange sahen alle Drei hin, bis endlich der Cantor sagte:

„Aber, liebster Freund Kirchbauer, auf der

Straße können wir doch nicht halten bleiben, ich dächte, wir führen weiter."

„Wohin? das ist eben das Verhältniß," lächelte der Angeredete den Cantor an und drehte sich nach rechts — die Hausecke war linker Hand — wo er saß.

„In den ersten besten Gasthof, der steht dort und heißt: Zu den drei Mohren," sagte der Cantor.

„Na, meinetwegen, da kehren wir bei den Schwarzen ein," nickte der Kirchbauer, schnalzte mit der Zunge und fuhr mit kunstgerechter Wendung in die breite Hausflur, daß es donnerte.

„Müssen wissen, daß wir kommen," sagte er vom Sitz springend, „nicht ein Härchen naß," rühmte er, die Pferde streichend und seine weißen baumwollenen Handschuhe besehend. „Sind Prachtkerle." Beide wieherten zum Gegendank.

Die Cantorin wußte nicht, was sie machen sollte, als die Kellner ihre Dienste anboten.

„Wir wünschen ein Zimmer," sagte ihr Mann.

„Zu Befehl!"

„Ich komme nach," ließ sich der Kirchbauer dazwischen vernehmen, „denn ich muß erst in den Stall gehen."

„Ein Kapital-Ständchen, sage ich Euch," begann

er seine Rede, als er nach einiger Zeit ebenfalls in's Zimmer trat, „zwar nur für zwei Pferde eingerichtet, aber mir gerade recht. Den Schlüssel habe ich, meiner Gewohnheit zuwider, nicht zu mir genommen, denn der Hausknecht ist ein Mann vom Fach, hörte es aus dem ersten Wort heraus, als er über meine Pferde sprach. Natürlich, sagte ich, wenn Ihr bei der Cavallerie gestanden, denn das hat er mir in aller Schnelle erzählt. Denkt Euch, hielt mich der Kerl für Euren Kutscher, ich mußte lachen, ein Cantor und Pferde, das ist eben das Verhältniß, erwiederte ich und ließ ihn stehen. Nun aber dächte ich, frühstückten wir, denn ich kann Euch sagen, von der Freude wird man nicht satt, sie zehrt wie die frische, heitere Morgenluft, und ich bin ganz gewaltig hungrig."

„Wir sind Eurer Meinung, meine Frau zieht sich im Nebenzimmer nur etwas um."

„Das haben wir, bester Gevatter Cantor, zum Glück nicht nöthig, wir bleiben, wie uns Gott geschaffen hat," wollte er sagen, biß sich aber schnell auf die Lippen, denn die Frau trat in's Zimmer.

„Tausend! läßt Euch das Kleid gut nebst der neuen schwunghaften Haube."

„Ja, Kirchbauer, Kleider machen Leute; recht aber habt Ihr, mein Frauchen sieht ganz stattlich aus."

Sie erröthete und meinte, sie fühle sich ganz komisch in diesem „Anputze."

An der Treppe sagte der Kirchbauer:

„Hier muß man sich in acht nehmen, gerade wie bei uns zu Hause, wenn es geglatteist hat; die Stufen sind ja ordentlich polirt. Gevatter Cantorin! faßt Euer Kleid in die Höhe, damit Ihr nicht darauf tretet."

Glücklich kamen sie in der Gaststube an, nur daß der Kirchbauer beinahe über die Schwelle stolperte.

„Hier sieht's anders aus, als bei uns zu Hause, Cantor, im Hinterstübel unseres Wirthshauses," ließ er sich vernehmen, als die Drei an einem Tisch in der Fenstervertiefung niedersaßen, „hätte nicht gedacht, daß es bei den Schwarzen so hübsch wäre."

Er lachte über seine Anspielungen auf die drei Mohren.

Die Mutter lächelte still und zufrieden in sich hinein, denn sie dachte an Felix.

Der Cantor lächelte auch über etwas; er hatte nämlich die Absicht, den auf dem Tische liegenden

Theaterzettel einzustecken. Nachdem er ihn dreimal, — einmal für sich, das zweite mal laut, das dritte mal wieder für sich — gelesen hatte, steckte er ihn ein; der Kirchbauer sah's, sagte aber nichts, sondern schnalzte nur leise unterm Tische mit den Fingern.

„Herr Kellner," rief er jetzt „wir wollen frühstücken!"

Der Gerufene schlug geschickt seine Serviette unter den Arm, verbeugte sich, und präsentirte die Speisekarte, worauf er einige Schritte zurücktrat.

„Ellenlang! das ist das Verhältniß, was nehmen wir nun?"

Endlich war das schwere Geschäft des Aussuchens beendigt, der Kirchbauer bestellte zum Essen vom besten Wein, und bezahlte sofort mit Gold.

„Müssen auch sehen, daß wir nicht auf der Straße gefunden sind," sagte er, und sprach dem Frühstück so wacker zu, daß er nur nickend seine Zufriedenheit zu erkennen gab; die Frau aß wenig.

Die Aufmerksamkeit der Drei richtete sich jetzt auf einen Herrn, der fast athemlos zu einem Tische trat, und zu den drei dort Sitzenden sprach:

„Das war eine Riesenarbeit, ich sage Euch, ein Gedränge war an der Casse, daß man fast um-

kommt, wenigstens die Kleider los werden kann. Mit Mühe habe ich noch Billets bekommen, da sind sie."

Der Kirchbauer ließ ein neu angespießtes Stück Huhn von der Gabel fallen, denn jetzt erst dachte er an sein Billet, das er noch nicht hatte.

„Für uns," meinte die Cantorin, wie zu ihrer Beruhigung, „wird wohl Felix Billets haben, aber für Euch —"

„Kann er keins haben, er weiß ja nicht, daß ich mitgekommen bin."

Der Kellner wurde abermals herbeigerufen und um Rath gefragt, ob es nicht möglich sei, Eintrittskarten zur heutigen Vorstellung zu erlangen. Zufällig war der Kellner im Besitz noch einiger, freilich mußte der Kirchbauer einen anständigen Preis bezahlen, der gute Mann hatte in seiner Dorfeinfalt keinen Begriff von dem Billetwucher der Kellner in großen Städten. —

Die table d'hôte begann erst um zwei Uhr. Der Cantor, seine Frau und der Kirchbauer benutzten diese Zwischenzeit, in der Stadt sich umzusehen. Obschon der Erstere in mancher großen Stadt während der jüngeren Jahre gelebt hatte, staunte er doch über den Glanz und Reichthum der Neu-

bauten und der Schaufenster, denn zwischen seiner Vergangenheit und dieser Gegenwart lag eine geraume Zeit, und an die Stelle des Alten war viel Neues getreten; für die Cantorin waren natürlich die Schaufenster der Putz- und Modehandlungen die stärksten Anziehungspunkte. Da sie zufällig an jene kamen, in welcher die Freundin der Cantorin Geschäftsvorsteherin war — wir erinnern uns dessen aus dem ersten Capitel — trat diese auf kurze Zeit ein, wurde auf das freundlichste aufgenommen, und mit neuen Aufträgen reichlich versehen.

Auf ihrer Stadtwanderung gelangten unsere Fremden auf den großen Platz, in dessen Mitte aus herrlichen Anlagen, um deren Strauchwerk, Bäume und Bosquets gegenwärtig freilich nur die erste Frühlingsahnung träumerisch schwebte, der Prachtbau des Theaters sich erhob. Der Cantor zeigte, indem er seinem freilich nur aus zwei, aber sehr aufmerksamen Zuhörern bestehenden Auditorium die einzelnen Schönheiten — dem Kirchbauer waren dies böhmische Dörfer, die Frau begriff schon besser — auseinandersetzte, nicht gewöhnliche Kenntnisse in der Architektur und Sculptur. Vor den ziemlich nackten Figuren, mit denen

die Nischen geziert waren, schlug die Cantorin die Augen nieder; er aber, dies bemerkend, nahm Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß nur das Nackte schön, in der Bekleidung aber, namentlich der Jetztzeit, Aesthetik nicht zu finden sei. Sie besahen ferner das Museum, die jüdische Synagoge, das Conservatorium; das letztere war für Alle, nächst dem Theater, das Anziehendste, denn in seinen Räumen war ja Felix der geworden, der er war.

Den Rückweg nach dem Hotel zu den drei Mohren traten sie über die Promenade an; hier hatte nun der Kirchbauer Gelegenheit, seine Kenntnisse als Pferdezüchter zu entwickeln, denn Fuhrwerk aller Art, untermischt mit Reiterei, bewegte sich durch die Alleen. Damen, hoch zu Roß, sah der Landwirth hier zum ersten mal.

„Ist keine Reiterei, Gevatter Cantor; wie will so ein Frauensbild das Thier in der Gewalt haben, es macht mit ihm, was es will, aber das ist eben das Verhältniß, die Art Pferde sind mehr wie Schafe, ohne Muth, das Bissel Galop ist nur für den Spazierritt, und wie schwitzt so ein Malefizvieh! Pfui!“

Und er spuckte in seiner Erbosung herzhaft aus. — —

In einem ziemlich großen Saale des Hotels zu den drei Mohren war die Tafel servirt. Das Läuten einer Glocke verkündete das Beginnen des Mittagstisches, an dessen oberen Ende bereits mehrere Herren und Damen Platz genommen hatten. Am unteren waren die Stühle noch leer, der Kirchbauer setzte sich auf den ersten besten, wurde aber, unter Hinweis auf die mit einem silbernen Ringe umgebene Serviette, durch den Kellner höflichst erinnert, daß dieser Platz abonnirt sei.

Man bat die drei am Ende der Tafel leeren Sessel gefälligst einzunehmen, so saß nun der Cantor in der Mitte zwischen Frau und Freund.

Eine lebhafte Unterredung entspann sich während der Gänge. Der brennende Pudding, welcher der Frau Cantorin zuerst präsentirt wurde, erschreckte sie so gewaltig, daß sie ihn unberührt von dannen tragen ließ; der Kirchbauer raisonnirte im Stillen, wenigstens nur halblaut, über alberne Einrichtungen, und meinte damit Messer und Gabel. Das Heft des ersteren war ihm zu glatt, es glitt zum öfteren nicht ohne Geräusch aus seiner Hand auf

den Teller, die Gabel nannte er einen in Zacken zersprungenen Löffel, sonst aber hatten die Gerichte seinen ungetheilten Beifall, denn er winkte den Kellner nicht nur einmal heran.

Der Satz, daß die größten Geister ihren Nimbus verlieren, sobald wir sie essen sehen, weil während des Essens sich selbst auf dem Gesichte des geistreichsten Mannes ein alberner Zug einschleiche, um so schärfer hervortretend, je größer der Appetit, — wie irgend wo behauptet wird, — konnte auf unsere Tafelrunde nicht angewendet werden, weil nicht nur gegessen, sondern auch, wir wiederholen es, eine laute, lebhafte Unterhaltung gepflogen wurde.

Das Wort führte jener am oberen Ende, dem Cantor vis-à-vis, sitzende Herr, welcher mit Mühe an der Casse Billets erhalten hatte. Obschon er anfangs nur mit seiner nächsten Umgebung sich unterhielt, entging den Anderen doch nicht, daß jetzt von der heutigen Aufführung die Rede war. Nach und nach ebbete der Unterhaltungsstrom der Tischgesellschaft, und man hörte nur auf ihn.

„Ich kann Ihnen versichern,“ fuhr er, sichtbar geschmeichelt, daß er die Unterhaltung beherrschte,

fort, „das Werk, das wir heute sehen und hören sollen, ist an so viel Schönheiten reich — ich hatte das Glück und die Ehre, der Probe beiwohnen zu dürfen — daß man nicht weiß, wo man anfangen, wo man enden soll. Zunächst von dem Texte zu reden, dessen Verfasser, wie Ihnen Allen durch den Theaterzettel bekannt geworden, der hiesige talentvolle Schauspieler Werrle ist, so muß ich in erster Reihe an ihm die Poesie rühmen, welche in den Worten liegt; ich kann mir lebhaft denken, daß ein musikalisches Genie davon inspirirt werden muß.

„Inspirirt?" fragte leise der Kirchbauer den Cantor.

„Begeistert," erwiederte dieser eben so, und noch leiser erwiederte jener:

„Ach so, das ist das Verhältniß."

Der Sprecher fuhr fort:

„Zweitens bewegt die Handlung sich so natürlich, so wahr! Ohne alle und jede Effecthascherei geht sie theils ernst, theils vom wohlthuendsten Humor unterbrochen — ein treues Abbild des menschlichen Lebens — die fünf Acte hin, daß man ordentlich aus Herzensgrund sich freut und vor

den Possen, — verkrüppelten Figuren, deren unschönes Fleisch man mit den zusammengeflickten Lumpen jeweilig modischer Politik überklebt, — die jetzt leider die Bühne, welche das Volk erziehen soll, geradezu entehren, einen wo möglich größeren Ekel bekommt, als man von Gott und rechtswegen bereits hat.

„Dem Verfasser unseres Dramas, den man recht lieb gewinnt und dem man für die Gabe seines Genius lebenslang zu Dank verbunden bleibt, bringe ich dieses Glas!“

Alle folgten seinem Beispiel.

„Man sollte nicht meinen, daß,“ wollte ein Gast sprechen, wurde aber durch jenen unterbrochen: „daß der so verschrieene Herr Werrle ein solches Meisterwerk, denn das ist seine Arbeit, schaffen könne? nicht wahr, das wollten Sie sagen?“

Jener bejahte.

„Meine Herren, wir Alltagsmenschen können die Genies nicht begreifen, und wollen wir sie mit der Schneiderelle, wie sie für uns paßt, messen, so werden wir lächerlich. Ich kenne Herrn Werrle nicht, würde aber stolz sein, sein Freund zu heißen. Was wirft man ihm vor? Verehrung

des schönen Geschlechtes. Ich frage Sie, meine Damen, deren Gegenwart die Tafel verschönt, ist das ein Fehler?"

Die Angeredeten hatten keine Zeit zu antworten, denn jener that es selbst.

„Gewiß nicht; auch — ich muß die Damen wieder um Entschuldigung bitten, — sind wir es nicht, die ihn tadeln, es ist die Engherzigkeit gewisser s. g. Kränzchen, die über den Mann zu Gericht sitzen, und der Neid, der die von jenem Bevorzugten anfeindet. Ich will zum Schlusse nur erinnern, daß die Welt alle die Frauen und Mädchen vergessen hätte, welche von Talenten ausgezeichnet worden sind, wären sie von jenen nicht bevorzugt, nur wie andere geboren, getraut und begraben worden; doch ich breche ab; ich könnte bitter, vielleicht gar angesichts der Damen etwas zu freisinnig werden und hören müssen, indem schöne, blendende Achseln mitleidig zucken, ein Mann hilft dem andern."

Es trat eine kleine Pause ein, denn dem Herrn zuoberst der Tafel wurde Fasan servirt; die übrige Gesellschaft unterhielt sich über das Ge=

hörte, und der Kirchbauer benutzte die Gelegenheit, zu dem Cantor zu sagen:

„Bester Gevatter, der spricht gut, besser wie unser Pfarrer, hörte noch lange zu.“

„Kirchbauer, auf der Kanzel möchte das Thema sich nicht gut ausnehmen.“ Die Frau sagte nichts, aber sie dachte desto mehr, sie sagte zu sich: wenn Felix unter solche Gesellschaft kommt, dann —

Es wurde ihr recht mütterlich-bang um's Herz, sie ließ auch den Fasanen vorübergehen. Das wehmüthige Gefühl sollte aber bald einem anderen weichen.

Eine junge schöne Dame nahm das Wort.

„Herr von Wallenheim —“

„Aha,“ zischelte der Kirchbauer über den Tisch der Cantorin zu, „der ist also von Adel, das ist eben das Verhältniß;“

„sind uns noch ein Wort über die Musik schuldig.“

„Gnädiges Fräulein, wie ich hierüber mich auslassen soll, weiß ich in der That nicht.“

„Doch keine Zukunftsmusik?“

„Was ist das für Musik? Gevatter!“

„Das zu erklären, habe ich keine Zeit, hört nur auf den Herrn.“

„Nein, diese ist es nicht; aber was an dieser gut und schön ist, ohne daß man in die Uebertreibungen und Ueberstürzungen der Wagner’schen Freunde einzustimmen braucht, das hat Felix, ein Componist von Gottes Gnaden, auch beibehalten, ohne Nachbeter und Schleppenträger zu sein; der Weg, den er betritt, ist sein eigener, selbsteigenster. Seine Musik ist, ich weiß keinen anderen Ausdruck, bei aller jungfräulichen Reinheit großartig, dabei, wo sie es sein soll, von edler Sinnlichkeit, sprühender Liebesgluth, eine wunderbare Lorelei, deren Zaubersängen wir folgen müssen. Die Menschenstimme hat der Componist nicht zu einem Instrument herabgewürdigt; was er zum Singen geschrieben, läßt sich singen; die Orchestrirung ist nicht durchsichtig, aber auch nicht überladen, und nicht so eingerichtet, daß an sich zu Ohnmachten geneigte Mauern leicht umfallen können; Innigkeit und Leidenschaft am rechten Orte, eine ungezwungene Verbindung des Ganzen. Wie gesagt, man muß das alles hören. Ich dachte mir, als ich in der Probe den Genuß hatte, welches Glück

die Eltern dieses jungen Mannes empfinden müßten, wenn sie dieses Werk hören könnten."

Die Cantorin hielt sich ihr Taschentuch vor die Augen, denn sie fühlte diese naß werden; der Kirchbauer wollte schon „losplatzen" und sagen: die sitzen ja hier, und ich sitze auch hier; aber der Cantor brachte geschickt diesen kleinen Aufruhr zur Ruhe.

„Wissen Sie nichts näheres über Herrn Felix?" fragte die junge Dame.

„Sehr wenig, nur daß er aus einem Dorfe der Umgegend stammt, in dem sein Vater als Cantor und Componist angestellt ist; er, so wie die Mutter, sollen sehr musikalisch sein."

Der Cantor rückte mit dem Stuhle und stieß seine Frau an, welche durch die noch feuchten Augen überglücklich lächelte.

„Im Uebrigen, Fräulein von Barby, ist der Componist ein schöner, blühender Mann mit sehr soliden Grundsätzen, wie ich gehört habe."

Jetzt stieß die Cantorin ihren Mann und lächelte noch mehr, indem sie die letzte Thränenspur aus den Augen mit dem Tuche entfernte.

Die Tafel war zu Ende, unsere Gäste zogen sich auf ihr Zimmer zurück.

„Nein," sagte der Kirchbauer; „wenn ich schon die fremden Wörter nicht verstanden habe, das ist eben das Verhältniß, Maul und Nase habe ich aufgesperrt. Was solche Leute nicht alles wissen! und die junge Dame mit der Zukunftsmusik, sapperment, so was sieht man nicht alle Tage; ich bin ein alter Knabe, aber das Herz im Leibe hüpft einem, das wäre so eine für Felix."

„Kirchbauer, was fällt Euch ein, die Beiden kennen sich ja nicht."

„Je nun, Mann, sie können ja Bekanntschaft machen."

Der Cantor lachte. „Es bleibt doch ewig wahr, Frauen sind geborene Heirathsstifterinnen. Na, lassen wir das; was kommen soll, fügt der Himmel; mich hat unser Incognito ungemein erfreut, in seiner Verhüllung kann man hoffen, Wahrheit über sich, — was nun freilich für uns heute nur kurz geschah — und die Seinigen zu hören."

„Auch über Andere."

„Aha, Du spielst auf Werrle's Ruf an und hast Bedenken, daß unser Felix dessen Freund ist.

Liebes Weib, des Mannes und des Genie's Leben und Wirken lassen sich, wie jener Herr richtig bemerkte, nicht mit der Schneiderelle messen, streiten wir darüber nicht. Hört meinen Vorschlag. Ich habe im Briefe an Felix unsere Ankunft als eine nur mögliche, eher ungewisse als sichere hingestellt, wir wollen ihn überraschen."

Wer war freudiger darüber als die Mutter, denn diesen Wunsch hatte sie lange im Herzen getragen.

Die Wohnung des Sohnes ließen sie sich vom Kellner beschreiben, und so begleiten wir das glückliche Elternpaar und den theilnehmenden Freund Kirchbauer zu Felix.

In seinem Zimmer ging dieser unruhig auf und ab.

Werrle saß auf dem Sopha.

„Freund," sagte er, „Du thätest gut, Deine Aufregung, die ich übrigens ganz erklärlich finde, zu beherrschen. Bedenke, das Gelingen des Werkes hängt mit von Dir ab. Unsicherheit Deines Tactstockes zieht Unsicherheit der Mitwirkenden nach

sich, ermiß selbst, wie bedauerlich ein Unfall wäre, für Dich und Deine Zukunft von einer nicht zu berechnenden Tragweite."

„Du hast recht, Bester, allein Du irrst, wenn Du meinst, meine Aufregung habe in der Angst, das erste mal ein eigenes Werk zu dirigiren, ihren Grund; nein, es ist ein ganz anderes Gefühl, es ist das der brennendsten Ungeduld, denn alles in mir musicirt, das vollständige Werk mit Musik, Scenerie, Handlung, steht nicht nur vor meiner Seele, sondern — lache darüber — wird in mir wie auf einer Bühne aufgeführt."

„Das lasse ich mir eher gefallen," entgegnete Werrle, „denn so geht es mir auch, nur daß die Gewohnheit, das Vertrautsein mit den Bretern, welche die Welt bedeuten, mich ruhiger sein läßt. Ich freue mich daher auf diesen Abend wie noch nie."

„Dazu hast Du auch ein vollgültiges Recht."

„Als Autor?" warf Werrle ein; „nein, bester Freund, als solcher freue ich mich nur, weil ich Deinem Talente die Hand geboten habe, mit einer Schöpfung vorzutreten, welche alle Herzen mit Sturm nehmen wird. Daß ich aber in dem Drama

mitwirken darf, sieh', das erhöht meine Freude um das Doppelte."

Die Unterhaltung unterbrach ein Klopfen an die Thür.

„Vater, Mutter, und auch Ihr, Kirchbauer! Ihr lieben, guten Menschen, tausend, tausendmal willkommen!" rief Felix, als die Genannten eintraten. In seiner Freude vergaß Felix den Freund vorzustellen, dieser that es selbst. Nun gab es eine Menge zu fragen, die kleinen Ereignisse der Heimath wurden besprochen, der Vergangenheit in Liebe gedacht. Werrle hörte mit inniger Theilnahme zu, erfuhr er doch so manches aus seines Freundes früherem Leben.

Schnell vergingen die Stunden, es schlug 5 Uhr.

„Es thut mir leid," sagte Werrle, „das Gespräch unterbrechen und unseren Felix an den Aufbruch nach dem Theater erinnern zu müssen. Was ich von der trauten Heimath und von dem einfachen Leben im gemüthlichen Dorfe gehört, hat mich, den Heimathlosen, entzückt und gerührt bis in's tiefste Herz, aber uns ruft die Pflicht, und den Freund daran zu erinnern, ist das Recht der Freundschaft."

„Wahr gesprochen, Herr Werrle,“ sagte der Cantor.

„Du hast recht, wir müssen gehen, Ihr aber habt noch zwei Stunden Zeit, für Plätze ist gesorgt, hier sind die Billets, freilich nur zwei.“

„Meinetwegen, Herr Felix, haben Sie keine Angst, ich habe schon“ — indem er sein Billet mit den beiden verglich — „welcher Zufall — den Platz neben Euch, das ist eben das Verhältniß.“

Von Felix und Werrle begleitet, kehrte der „liebe Besuch“ nach dem Gasthofe zurück, jene gingen nach dem Theater.

„Gevatter Cantor,“ sagte der Kirchbauer, „seht doch einmal auf dem Zettel nach, ob der Herr Wergel —“

„Werrle,“ verbesserte der Cantor.

„auch mitspielt.“

„Allerdings. Nun, Mutter,“ wandte er sich zur Frau, „was sagst Du zu dem Manne?“

„Er hat mir sehr gefallen und hat gar nichts Comödiantenhaftes.“

„Künstler haben das nie.“

„Aber unser Felix —“

„Hat der etwas Comödiantenhaftes?“

„Gott behüte mich,“ sagte sie.

Schnell fiel der Kirchbauer ein: „Ist das ein schöner Herr geworden, wenn sich in den nicht alle Mädel verlieben —“

„Sagt mir nur, warum Ihr heute immer das schöne Geschlecht mit Felix in Verbindung bringt?“

„Na, das ist eben das Verhältniß.“

„Lassen wir das; mich hat Felix' Aussehen und seine anmuthige Gestalt auch sehr erfreut, aber sagen wollen wir es ihm nicht.“

Der Kirchbauer nickte und sah dabei an die Uhr.

„'s wird Zeit,“ sagte er.

„Da wir noch in Toilette sind, brauchen wir keine zu machen, also kommt,“ forderte der Cantor auf.

Sie schlugen den Weg nach dem Theater ein, von allen Seiten strömte man dahin.

„Wir haben unsere Billets,“ getröstete sich in der Stille der Kirchbauer.

Als sie in den Raum des Theaters eintraten, herrschte noch jenes Halbdunkel, welches der Phantasie willfährig seine Dienste anbietet, wenn sie sich den zu erwartenden Genuß ausschmücken will.

Der Kirchbauer und die Cantorin waren von der Schönheit des prächtigen Hauses, obschon sie

es noch nicht im Glanze vollster Beleuchtung genießen konnten, sprachlos, der Cantor genoß die Freude ruhiger, reiner; am meisten sprach den Landwirth der Vorhang an, er glaubte nicht, daß diese Falten, diese Fransen und Borduren nur gemalte seien, am liebsten wäre er über das breite Orchester hinüber die Rampe hinangestiegen, um sich durch Befühlen von der Wahrheit zu überzeugen. Indessen das ließ sich nicht ausführen, der Glaube also, wie man zu sagen pflegt, konnte ihm nicht in die Hände kommen. Von Minute zu Minute füllte sich der Raum, die aufgeschlagenen Sitze klappten geräuschvoll nieder, in die Logen rauschten die Damengewänder herein, das Murmeln der Anwesenden schwoll zu einem tosenden Strom an, und sehr nahe mußten unsere Dorffreunde sich zu einander neigen, wollten sie sich verständlich werden. Jetzt auf einmal trat das vollste Gas in die Lustre, in die an den Logen angebrachten Kerzengruppen, in die Lampen der Rampe und des Orchesters. Nun stand allerdings vor den Augen der Dorfbewohner jenes Bild, was selbst dem, der es schon oft sah, interessant-anmuthig bleibt, das Parquet und Parterre Kopf an Kopf

gefüllt, in den Logen die schönsten Damen in der ausgesuchtesten Toilette, dazwischen Herren mit aristokratischen Gesichtern, in Uniformen, in Civilkleidung, besternt und unbesternt. Dem Kirchbauer wurde förmlich bang; auch der Cantorin war es so, als wäre ihr das Herz in der Brust zu weit geworden. Nicht so dem Cantor; er fühlte etwas wie Stolz in seiner Seele, denn hatte nicht das Werk seines Sohnes diese Anzahl Hörer hierher gezwungen, und hatte nicht er den Grund zu dieser Größe gelegt? Dankbar erinnerte er sich hierbei an Werrle, denn dieser war doch Veranlassung geworden, daß Felix das Musikwerk geschaffen.

Das letzte Viertel der Anfangsstunde hatte von der nahen Thurmuhr bereits sich hören lassen, die Musiker des Orchesters erschienen, um die schon im Theatersaale eingestimmten Instrumente leise noch einmal durchzuprüfen.

Mit dem ersten Schlage der Stunde erschien Felix im Orchester, mit dem und jenem sprechend, wahrscheinlich Anordnungen ertheilend.

„Welch eine Erscheinung! Ist denn das unser Felix?“ fragte die Cantorin ihren Mann.

„Wer soll es sonst sein? Nur jener furchtsame

Felix ist er nicht mehr, der in der Heimath nicht einmal vor uns Dörflern die Orgel spielen wollte; er ist ein Mann geworden, der weiß, daß das, was er geschaffen hat, gut ist, daher die Würde in seinem Auftreten, die Hoheit seines Blickes, seiner ganzen Gestalt. Eins aber freut mich mehr als alles: die Bescheidenheit, mit er jetzt vor sein Werk an's Pult tritt, die hat ihm gewiß der Schauspieler Werrle warm anempfohlen, denn der ist auch nicht mit der leidigen Comödiantensalbe angestrichen. Ein Künstler, welcher sagt oder schreibt, ich bin ein Künstler, ist es eben so wenig, als wenn ein Sperling sagte, ich bin eine Nachtigall. Derartiges Geschmeis kann ich nicht ausstehen und sähe ich Felix auf dem heillosen Wege dahin, ich zerriß seine Partitur und gäbe ihn als Kühjungen zu unserem Kirchbauer. Doch unser junger Maestro hebt den Stab, und das Reden hat ein Ende."

Lautlose Stille!

Die Ouverture begann. Das anfangs kleine, scheinbar unbedeutende Motiv entfaltete sich mit stolzer Majestät, dabei badete die Hauptmelodie sich in einem Harmoniestrom, der rein und klar den Genius des Componisten widerspiegelte, wie ein

See das Bild der glänzenden Tageskönigin, der Sonne. Von diesem bezaubernden Tongemälde gefesselt, vergaß der Cantor den Vater, aber das Haupt des Musikers stieg höher aus den Schultern. Der Kirchbauer zupfte die Cantorin leise an dem neuen Kleide, diese aber bemerkte nichts, denn sie hatte Mühe, die stillen Thränen in ihr Taschentuch aufzusammeln. Glücklicher Felix! Diese Diamanten wiegt kein Lorbeerkranz auf, und wäre er aus wirklichen Diamanten gefertigt. Ein stürmischer Beifall folgte am Schlusse dieser reizenden Composition, der sich nur legte, als der Vorhang zum ersten Acte in die Höhe rauschte.

Es würde zu weit vom Ziele dieser Blätter abführen, wollten wir uns über das Drama und die dazu gehörige Musik des Ausführlichen verbreiten, so gern wir es möchten.

Als der erste Act zu Ende war, rief das Auditorium stürmisch den Componisten und das entzückte Elternpaar hatte die Freude, Felix auf der Bühne erscheinen zu sehen, von Werrle und von Eugenie von Dorville geführt.

„Kirchbauer kommt mit," sagte der Cantor, als der Vorhang gefallen war.

„Ist's schon aus?" fragte dieser in seiner harmlosen Einfalt.

„Wie mögt Ihr nur so reden? Wir gehen in das Buffet und bringen der Mutter da auch etwas mit."

Willenlos, so zu sagen, folgte der Kirchbauer.

„Sapperment, da sieht's vornehm aus!" ließ er sich vernehmen, als er in das erleuchtete, mit Blumen und Statuen gezierte Local trat.

Der Cantor bestellte zwei Glas Eierpunsch und kaufte für die Cantorin allerhand Confituren.

„Schmeckts?" fragte er den Kirchbauer.

„In meinem Leben habe ich so etwas nicht getrunken — ob's schmeckt!"

Er lächelte, schnalzte leise mit der Zunge, was er zweifelsohne in seinem „Dorfcasino," welchen Namen der Cantor dem uns bekannten Hinterstübchen in heimathlichen Gasthause gegeben hatte, sehr vernehmlich ausgeführt haben würde, und setzte sein Glas hinter sich. Im Augenblick ging eine junge, schöne Dame am Arme eines Herrn vorüber, dessen Knopfloch ein Ordensband zierte. Sie unterhielten sich über das Drama. Der Cantor hielt dem Kirchbauer, welcher eben fragen wollte,

ob das die Dame von der Wirthshaustafel sei, den Mund zu.

„Nun, Onkelchen, wie finden Sie die Musik?“ fragte jene.

„Ausgezeichnet, magnifique!“

„Nicht wahr, der junge Mann berechtigt zu Hoffnungen ungewöhnlicher Art?“

Sie gingen vorüber, der Kirchbauer that nun seine Frage.

„Nun ja,“ antwortete der Cantor, „was weiter?“

„Nichts,“ erwiederte jener etwas verlegen, machte aber eine so ungeschickte Wendung, daß er mit dem Ellnbogen das Punschglas umstieß.

„Das ist eben das Verhältniß —“

„Daß Ihr der Ungeschickte seid.“

„Na, das hat nichts zu bedeuten, ein so lumpiges Glas kann der Kirchbauer schon noch bezahlen.“

Er hatte so eben den Schaden wieder gut gemacht, als eine Glocke im Buffet läutete, den Fortgang des Stückes anzeigend.

Die Vorstellung ging unter fortgesetztem Applaus zu Ende. Neuer Hervorruf erfolgte, Blumen wurden auf die Bühne geworfen, ein Lorbeerkranz

fiel nieder. Eugenie drückte diesen dem gefeierten Künstler auf's Haupt, während im Orchester ein dreimaliger Tusch aufrauschte.

Drei vor allen Anderen Glückliche harrten an der Aufgangstreppe nach der Bühne, wie Felix gebeten hatte. Endlich erschien er, um aus einem Arm in den andern genommen zu werden.

„Diesen Abend, liebste Eltern, und Ihr, bester Freund, wollen wir in seliger Begeisterung zusammen feiern, ich bitte, folgt mir."

Sie traten in jene Restauration, in welcher Felix Werrle hatte kennen lernen.

„Hier das Seitencabinet, Herr Meiner, wollen wir für heute als eine geschlossene Gesellschaft einnehmen; die Herren und Damen vom Theater kommen nach, sobald sie sich umgekleidet haben."

„Wie Sie wünschen, womit kann ich sonst dienen?"

„Warten wir die Gesellschaft ab."

Diese fand sich auch bald ein. Eugenie erschien zuerst. Sie eilte auf Felix zu, faßte ihn mit beiden Händen, sah ihn mit begeisterten Augen an und sagte: „Herr Felix, diesen Abend vergesse ich nie. Gott, welche Musik! ich bin noch völlig

berauscht, ich möchte sogleich meine ganze Partie noch einmal singen."

Nach diesen Worten wiederholte sie enthusiastisch· einige der schönsten Gesangsstellen.

In ähnlicher Weise äußerten sich Alle.

Zuletzt erschienen Werrle und der Capellmeister; jener umarmte Felix und küßte ihn, wozu der letztere applaudirte, um dann dasselbe wie Werrle zu thun, der zu Felix' Eltern getreten war, und, Wasser in den Augen, treuherzig Allen die Hände drückte.

Eugenie wurde zuerst darauf aufmerksam.

„Wissen Sie, mein stolzer Meister," sagte sie mit ihrer glockenreinen Stimme zu Felix, „daß es sehr Unrecht ist, mir Ihre Eltern und den Freund, den ich in dem Herrn neben jenen vermuthe, nicht vorzustellen.

„Glückliche Mutter!" rief sie aus, vor die Cantorin hinknieend, — der Kirchbauer griff unwillkürlich nach seinem Taschentuch, um es unter die seidene Robe zu breiten. — „Sie haben eine Freude erlebt, die nur wenigen Frauen beschieden ist."

„Jetzt erst," antwortete jene sehr naiv, „freue ich mich, und jetzt möchte ich alles noch einmal

sehen und hören; im Theater ließ mich die Angst so eigentlich nicht zum rechten Genuß kommen.“ —

Unterdessen hatte sich die Gesellschaft um eine große Tafel gereiht.

„Meine Herren und Damen oder, weniger förmlich, Collegen und Colleginnen! Wir können uns nur ehren, wenn wir die Eltern und den Freund unseres gefeierten Felix bitten, unter uns es sich gefallen zu lassen,“ sagte Eugenie, nahm die Cantorin unter den einen, den Cantor unter den andern Arm und geleitete sie zu der Gesellschaft. Werrle führte den Kirchbauer, der anfangs unter allerhand Kratzfüßen die Ehre ablehnen wollte, endlich aber doch folgte. Felix mußte den obersten Platz einnehmen, zu beiden Seiten Vater und Mutter, neben dieser saß Eugenie, neben jenem Werrle, der Primadonna gegenüber der Kirchbauer.

Daß der Gegenstand der belebten Unterhaltung die heutige Vorstellung war, bedarf keiner Erwähnung, ebensowenig, daß Felix und Werrle wiederholt beim Klange der Gläser gefeiert wurden. Eugenie brachte jetzt zwei bunte Blumenkränze herbei, setzte sie den beiden Männern auf's Haupt und sagte:

„Kalte, starre Lorbeerkränze giebt Euch die Bewunderung der Welt, weichen, warmen Blumenschmuck in's Haar giebt ein anbetend weiblich Herz, Ich — warum soll ich es nicht laut vor Allen hier bekennen? — bete Euch an, Ihr beiden hochherrlichen Menschen. Mag die Alltagswelt da draußen uns, die wir „zum Theater" gehören, excentrisch, enthusiastisch nennen, eins haben wir vor ihrer Nüchternheit voraus: das warme, hoch aufschlagende Gefühl, das geistige Leben, den erheiternden Humor. Ach, um keinen Reichthum, um keine Seligkeit, ja selbst nicht um die zu lieben und geliebt zu werden, gebe ich das Glück hin, in Eurem Kunstwerke mitgewirkt zu haben. Mir zu Liebe behaltet nur einen Augenblick meine Blumenkronen auf dem Haupte."

Das junge, schöne Weib in seiner Begeisterung, den Dichter und Componisten bekränzend, war allerdings eine entzückende Erscheinung. Unser Kirchbauer und die Cantorin waren im wahrsten Sinne des Wortes beinahe versteinert. Was ging durch des Cantors Seele? Ein tiefer Schmerz darüber, daß ihm das Schicksal nicht jene Stelle angewiesen, von der er so oft, so gern und so überschwänglich glücklich geträumt hatte, die Stelle zu den Füßen

der Kunst. In diesem Augenblicke der Begeisterung, angesichts der schönen Eugenie, aus deren Augen die ganze Seele strahlte, deren Wange glühte, deren halb offenen Mund mit den untadeligen Perlenzähnen ein graziöses Lächeln umspielte, kam ihm sein Daheim geradezu erbärmlich vor. Konnte ihn etwas versöhnen, so war es nur das eine, daß in jenem Daheim die Wiege dessen gestanden, der heute, von fühlenden Menschen gefeiert, mit blumigem Haupte an der Tafel saß. Freilich, wenn er auf sein Weib blickte, deren sanfte, fort und fort von heimlichen Thränen heimgesuchten Augen er mit „Veilchen im Wasser" verglich, wie sie in ihrem Herzensglück und in ihrem neuen Kleide still ergeben in das Entzücken dieses Abends dasaß und sich willenlos von den schäumenden Wellen der Freude tragen ließ, da war er doch wieder im tiefsten Herzen froh und dankte dem Himmel, daß er ihm dieses Weib und in ihm die Mutter seines Felix gegeben.

Was ging an Werrl'es Seele vorüber? Ein tiefes Wehe (wir kommen später darauf zurück) — er dachte an das unübertroffene Gedicht des edlen Dichters Lenau:

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein räthselhaft geborner,
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick.

Er stand jetzt auf und brachte einen Trinkspruch auf Felix und das Local aus, in welchem gegenwärtig die Gesellschaft sich befand, denn es verdiene anerkennende Erwähnung, weil er hier den Freund gefunden und in dem Freund den Künstler. In sinniger Weise knüpfte er daran den Wunsch, es möge sein Felix, dessen Name: der Glückliche in der Kunst sich bewährt habe, auch der Beglückteste in der Liebe werde, denn ohne sie sei kein ächtes, wahres und schönes Menschenleben denkbar.

War vorhin die begeisterte Eugenie ein reizendes Bild veredelter Weibesanmuth, so war jetzt Werrle, wir dürfen es so nennen, das begeisterte Bild männlicher Majestät.

Ach ja, solche Stunden sind die Frühlingssonnen unseres Lebens, es weicht, was das Gewirr und das Elend der Alltäglichkeit, der stumpfe Jammer des menschlichen Thätigkeitsmechanismus zum Erwerbe darüber aufthürmt, der Genius der Menschheit steht über dem Einzelnen, und klar erkennt dieser, von jenes Hauch berührt: Wahrheit

sei der Glaube an die Unsterblichkeit des Geistes, an die Fortdauer der Seele.

Nachdem Werrle geendet hatte, trat eine ernste Stimmung ein, da setzte Eugenie glockenrein und sicher das hohe c ihrer großen Arie ein, in welcher die Seligkeit der Liebe verherrlicht wurde, und sang diese bis zum Schluß mit einer Bravour, wie sie auf der Bühne kaum gesungen hatte.

„Dankt mir nicht.,“ sagte sie, als allgemeiner Jubel ausbrach, „mir geschieht, wie es in jenem Liede heißt: ich muß nun ein mal singen.“

Sie ließ dieses Lied folgen, und allgemeine Heiterkeit beherrschte den glücklichen Kreis. Der Capellmeister war, man gestatte diesen Ausdruck, reine Musik geworden. Auf sein Geheiß erschien eine köstlich gebraute Bowle Punsch auf dem Tische. Mit ziemlich komischen Pathos recitirte er, die Hände über das Gefäß gebreitet, Felix und Werrle anblickend, aus Schiller's Gedicht:

„D'rum ein Sinnbild und ein Zeichen
Sei uns dieser Feuersaft,
Was der Mensch sich kann erlangen
Mit dem Willen und der Kraft.“

Die Gesellschaft gruppirte sich jetzt nach Gefallen und Neigung; Werrle, Felix und dessen Eltern

bildeten die eine Gruppe, Eugenie hatte ihren Stuhl neben den Sitz des Kirchbauers gestellt und unterhielt sich mit ihm:

„Wissen Sie, daß wir eigentlich verwandt sind?" begann sie.

Er erschrak, und wollte eben seine beliebte Redensart anwenden, fand aber doch, daß sie in das gegenwärtige Verhältniß nicht passe, begnügte sich daher blos zu fragen: „Wie so das?"

„Auch ich stamme," fuhr sie fort, „aus einem Dorfe."

„Was!" rief der Kirchbauer.

„Es heißt Goldstadt, den Namen habe ich nur französirt und mich Dorville genannt, das klingt besser als Eugenie Heimbach, nicht wahr?"

Der Kirchbauer nickte nur heftig mit dem Kopfe, verstanden hatte er so gut wie nichts. Eugenie erzählte ihm nun aus ihrem Leben, dem Zuhörer aber war es, als lese er in einem Märchenbuche, er konnte gar nicht darüber hinwegkommen, daß die reichgekleidete Dame, die große Künstlerin, als kleines Dorfmädchen im kurzen Röckchen auf dem grünen Rasen des Gemeindeangers herumgesprungen war, Purzelbäume, wie der ärgsten Dorfrangen

einer, geschlagen und Gänseblümchen gepflückt. Hätte sie es nicht selbst erzählt, keinem andern Munde würde unser Landwirth das Unglaubliche geglaubt haben.

Werrle, dem, wir erinnern uns, die kurzen Bruchstücke aus Felix' Jugendzeit bereits so angemuthet, hörte jetzt von dem Cantor eine ausführliche Schilderung, und hielt des Freundes Hand in der seinigen.

Glücklich und froh, bis in die äußerste Herzecke hinein, trennte man sich nicht eher, bis bereits die ersten Zeichen des Tages heraufdämmerten.

Gegen Mittag fuhren Felix' Eltern der Heimath entgegen, Werrle und Felix begleiteten sie bis in das nächste Dorf.

Auf dem Heimweg fragte Felix seinen Freund:

„Kanntest Du die Dame, die in der Proscenium-Loge rechts vom Theater gestern Abend saß?"

„Allerdings, es war Fräulein Laura, die einzige Tochter des Commerzienrathes von Weißenberg."

„Weißt Du nichts Näheres?"

„Nein; ich denke, Du wirst sie noch kennen lernen."

Mit der Abendröthe kehrten beide nach der Stadt zurück.

Beim Scheine seiner Lampe — durch das Fenster sah man in einen mondlichten, sternglänzenden Himmel — schrieb Felix in sein Tagebuch:

„Welch ein Tag für mich ist vorübergegangen! Die Heimath grüßte mich durch die lieben Eltern, und erinnerte mich in dem treuherzigen Kirchbauer an ihre Treue und schlichte Einfalt. Durchlebt habe ich die Vergangenheit, sie stand mit allen ihren kleinen Einzelheiten vor meiner Seele, die von jener eine Zeit lang abgezogen wurde, um dem Genius sich hinzugeben. Ach, mit welchem Danke sehe ich hinaus zu Dir, lieber blauer Himmel, der Du schon die Frühlingsahnung im Schooße trägst, denn über Dir waltet jenes hohe Wesen, der Inbegriff alles Schönen; ein Strahl aus ihm fiel befruchtend in meine Seele, ich nenne mein ein geistiges Kind. Es bleibe nicht das eine, nicht das einzige; mir aber wird es als das erste meiner Hochzeit mit der Kunst das liebste bleiben. Ach, und diesen Abend mitten unter den frohen, von allem Neide fernen, durch mich entzückten Menschen! Diese hohe Priesterin der Kunst, Eugenie,

und mein ernster, hochherrlicher Freund Werrle! Das ist Leben, alles andere Tod.

Warum springt jetzt in diese selige Erinnerung noch ein andres Bild, jenes in der Theaterloge? Laura? Sagte nicht mein Freund, ich würde sie näher kennen lernen? Wer kann das wissen; nun, wenn es sein soll, wird es werden.

Doch ich bin müde, schlafe wohl, du lieber Tag, du bist im Arme der Nacht entschlummert, ihr großer Sternenmantel deckt dich zu, sie aber, die milde Mutter, wacht neben dir, den leuchtenden Mond in der Hand."

Er löschte die Lampe, drückte die Partitur, die neben ihm lag, an die Lippen und entschlief, um glückselig zu träumen von seinem Lorbeerkranz und von — Laura.

Fünftes Capitel.

Des Jahres Schläfe hatte der junge, rosige Mai mit seinen Blüthen nur erst geschmückt, Felix stand am Fenster und sah hinunter in die blühende Gartenherrlichkeit.

„Welches Wort," rief er aus „beschreibt den Zauber dieser weißen Blüthendolden, dieses saftgrünen Laubes, das mit einem glänzenden Lack überzogen erscheint! Ich möchte jetzt Deine herrliche sechste Symphonie hören, Beethoven, unsterblicher Meister der Töne, diese hat Dir der Frühling selbst dictirt."

Sofort setzte er sich an den Flügel und spielte mehr als einmal diesen Satz der Tondichtung, welcher unter dem Namen: „Scene am Bach" hinlänglich bekannt ist. Er hatte das Klopfen an der Thür überhört; in einer Pause, die er im

Spiel eintreten ließ, vernahm er es, die Tochter seiner Wirthin brachte ihm ein zierliches Briefcouvert. Dieses enthielt eine Karte mit der bescheidenen Einladung zu Thee und Abendbrod — wieder als ein nur frugales bezeichnet — in das Haus des Commerzienrathes von Weißenberg.

Der Weg dahin führte ihn an Werrle's Wohnung vorüber. Er trat in sie ein und zeigte dem Freunde den Brief.

„Die Einladung," ließ sich dieser vernehmen, „finde ich ganz natürlich; der unbedeutende Conservatorist hat sich in einen bedeutenden Componisten verwandelt, der von sich reden macht. Ich wünsche Dir einen recht vergnügten Abend."

„Das wird nur Wunsch bleiben," äußerte Felix, „ich weiß nicht, warum ich bei jeder Einladung so viel bängliches in mir fühle, heute ist dieses unbehagliche Gefühl in mir besonders stark. Wenn die Leute wüßten, wie wenig mir damit Gefallen geschieht, sie würden mich nicht behelligen. Was überhaupt findet man an mir? Anziehend, das sagt mir mein Spiegel alle Tage, ist meine Erscheinung nicht."

„Es ist das eine bizarre Eigenthümlichkeit von

Dir," warf sein Freund ein, „daß Du fortwährend mit Deinem Aeußern unzufrieden bist. Wenn Du Dein Gesicht deshalb tadelst, weil es nicht aus Milch und Blut, wie man, wenn schon sehr unrichtig zu sagen pflegt, geformt ist, so hast Du recht, aber höchst unrecht, wenn dieses geistreiche Antlitz mit den bald blitzenden, bald wieder so weichen, schwärmerischen, immer aber die Seele eines Künstlers widerspiegelnden Augen, diese hohe, edelgeformte Stirn Dir nicht gefallen. Es mag das Lob eines Mannes über die Form und Bildung eines anderen überhaupt eigenthümlich, und aus dem Munde des Freundes sogar parteiisch klingen; sei es darum, sagen mußte ich es Dir; vielleicht erfährst Du es später von den Lippen der Liebe, und dann wirst Du ihnen glauben, zumal es wie Musik klingen wird, und dieser Muse gehört ja Dein Leben."

„Wenn Du mich vorhin gefragt hast, was die Leute an Dir finden, so antworte ich: Deine Kunst."

„Nun ja, sie reicht wohl aus für einen Theeabend."

„Felix, versündige Dich nicht an Dir und an ihr!"

„Freund, nenne mich unbeholfen und schilt

mich meiner Rede wegen aus, Du sollst recht haben; aber das weiß ich, sie werden mit den Theelöffeln klirren, schwatzen, auf mich wenig hören. Indessen ich werde denken, Du hörst mich, und das ist mir genug. Also ich nehme die Einladung an und mache mich auf den Weg zur Villa mit Thee und Abendbrod."

Als Felix bis zur Thür war, rief ihn Werrle zurück und sagte:

„Erinnere Dich, daß ich Dir neulich den Namen Laura nannte und beifügte, Du würdest sie wahrscheinlich näher kennen lernen. Meine Prophezeiung ist schnell in Erfüllung gegangen. Du aber denke an die Genossen des Odysseus, die sich Wachs in die Ohren stopften, als sie an den Inseln der Sirenen vorüberfuhren, er selbst ließ sich an den Mast fest binden und lauschte hier dem entzückenden Gesange. Ich deute Dir das nur an, prüfen und handeln muß Jeder selbst; nur dann, wenn er der eigenen Kraft nicht traut, erinnere er sich an seine Freunde und begehre deren Rath. Wer Dir ein treuer Freund und ein offenherziger Rathgeber, weist Du, und nun laß den Abend für Dich einen frohen werden. Von

diesem will ich mir, sobald Du es für gut hältst, mit Freuden erzählen lassen; sollte er den Schein eines bedeutungsvollen annehmen wollen, so fordere ich Vertrauen, und nun mit Gott!"

Felix verließ Werrle und schlug den Weg nach der Villa der Familie von Weißenberg ein.

Die so eben genannte Familie stammte aus alten Zeiten und besaß ein Vermögen, welches man, wenn das Gerücht Glauben verdiente, mit Recht ein großes nennen konnte.

Durchschritt man das in der Stadt liegende Haus in allen Theilen, lernte man die Einrichtungen kennen und war man Zeuge des dort herrschenden Luxus, so war man wohl versucht, jenem Gerücht glauben zu schenken.

Wir können in das Specielle nicht eingehen, dürfen aber versichern, daß manches andere Haus durch seine gediegene Einfachheit den Vorzug verdiente, keines aber das Weißenberg'sche zu überbieten vermochte.

Herr von Weißenberg, das Haupt der Familie, welcher den Titel Commerzienrath führte — warum

er ihn erhalten, ob auf Ansuchen oder sonst aus welchem Grunde — ist uns nicht bekannt geworden, repräsentirte allerdings jene aristokratische Erscheinung, wie wir sie in adeligen Häusern im Durchschnitt fast durchgängig finden. Es liegt das in den Verhältnissen, in den feineren äußeren Beziehungen, in welche bereits die heranwachsenden Mitglieder zu dem Leben gebracht werden. Häufige Besuche, wiederkehrende Festlichkeiten legen den Grund zu jener Geschmeidigkeit, jenen Weltmannston, der von den Parket des Salons erfordert wird; spielend lernt sich die Sicherheit an, mit einer gewissen Grazie zu reden und sich zu bewegen, die man solchen Cirkeln nicht absprechen kann. Geistige Tiefe, ein Durchgebildetsein trifft man wohl auch, indessen ist es seltener; bisweilen leiden auch die Gefühle, die im Herzen wohnen und wohlthuend wie ein Segen in verwandte Herzen überströmen sollen, bei dem Unterricht, welchen die Salonfähigkeit zu ertheilen hat, um mit ihren Zöglingen Ehre einzulegen.

Herr von Weißenberg, war ungeachtet seiner vorgerückten Jahre, ein Weltmann in Erscheinung, Tournure, und lebte in dem glänzenden Styl eines

Handelsfürsten, obschon er nach Erlangung jenes Prädicates dem Gott Merkur die Thür des Comtoirs gewiesen und dieses in ein „anständiges Gemach“, wie er sagte, hatte umwandeln lassen. Rechnet man nun hierzu noch die nöthigen Erholungsstunden am Whist- oder Bostontische, so blieb ihm keine Muße zu geistiger Beschäftigung, wollte man dahin auch nur die unterste Art: das Lesen von Erzeugnissen der Unterhaltungsliteratur rechnen; höchstens blätterte er vor der Siesta, bei dem würzigen Duft einer ächten Havanna und dem behaglichen Einschlürfen des feinsten Mokka, die Journale durch, aus denen er, was in Literatur, im Gebiete der dramatischen Künste, der Musik u. s. w. den Tag beschäftigte, bei seinem erstaunlichen Gedächtniß treu behielt, um in gesellschaftlichen Kreisen als ein Polyhistor vom reinsten Wasser zu glänzen.

Wohl auch besaß er eine ausgezeichnete Bibliothek; damit man aber die Bestimmung der Bücher, als Figuranten dem herrschenden Luxus zu entsprechen, sogleich an der Livrée erkannte, trugen sie die kostbarsten Einbände. Nicht minder zierten Flügel und andere musikalische Instrumente die

Salons, aber auch diese gehörten zu den nöthigen Luxusgegenständen.

Das Pianospiel hatte Laura — es ist nun einmal Mode geworden — in so weit erlernt, um einen en voque gekommenen Walzer, ditto Polka zu bezwingen.

Die dabei heraustretenden Fehler hörten die Ohren jener nicht, deren Mund mit den ausgesuchtesten Genüssen einer opulenten Tafel bestochen wurde. Hätten aber die verletzten Ohren den Mund bitten wollen, ihr Urtheil auszusprechen, sie würden natürlich bei diesem kein Gehör gefunden haben.

Frau von Weißenberg hatte noch viel weniger Zeit, mit dem Ausbau ihres Innern sich zu beschäftigen; sie hatte es in ihrer früheren Zeit nicht gethan, und fühlte jetzt noch weniger sich gemüßigt ein Feld zu bearbeiten, dessen Früchte sie nicht ästimirte. Eine Menge dienstbare Hände harrten jeden Augenblick auf ihre Befehle, ja selbst die feinen seidenen Strümpfe legte sie nicht selbst an, das kam der an- und auskleidenden Kammerzofe zu. Las, wie wir bereits erwähnt haben, der Gemahl doch wenigstens die Journale selbst, so zog

die Gnädige es vielmehr vor, dazu ihrer Gouvernante sich zu bedienen. Das Pianofortespiel ihrer Tochter nannte sie stets meisterhaft oder auch wohl zur Abwechselung: süperb.

So kommen wir auf Laura zurück.

Die gnädige Mama war zufrieden gewesen, als das Wochenbett verschwand und der Spiegel die ehrerbietigste Bemerkung machte, der Teint des Gesichtes und dieses in allen Einzelheiten selbst habe nicht gelitten. Die Ernährung des Töchterchens, als eine beschwerliche Sache — was hätte die gute Frau Räthin sich nicht müssen für Entbehrungen auferlegen! — überließ sie einer Amme, bis das herangewachsene Kind von der Brust dieser Amme in die Arme einer Bonne überging. Da Bonnen auch die Musik in den Bereich ihrer Unterrichtsarmuth mit zu ziehen pflegen, wurde Laura neben französischem Conversationsgeplapper das Pianospiel gelehrt, besser gesagt, den Händen Tanzunterricht ertheilt. Putzsucht hatte sie von der Mutter vollkommen erlernt, auch die Vergnügungstrunkenheit. Bibliothek besaß sie keine, und Musikalien nur in so weit, als diese mit Tanz und Ball in einer Wahlverwandtschaft lebten.

Die für die einzige Tochter und reiche Erbin eingerichteten Zimmer waren jedenfalls die verschwenderischsten des ganzen Hauses.

Außer diesem besaß der Rath noch eine Villa, welche er von der beginnenden schönen Jahreszeit an bis zum Eintritt des anziehenden Herbstes zu bewohnen pflegte.

Angelockt von den frühen Maitagen ist er vor etwa vierzehn Tagen mit der Familie übergesiedelt; das Stadthaus ist geschlossen, was die hinter den Fenstern herabgelassenen Gardinen anzeigen.

Begeben wir uns nach diesem Landhause, noch ehe unser junger Freund Felix es betritt.

Die Stadt, in welcher wir uns zur Zeit befinden, liegt an einem großen Strome; er durchschneidet eine halbe Stunde davon eine große Fläche, deren einer Theil früher die Herrenwiese hieß, obschon sie auf diesen Namen eigentlich keinen Anspruch machen konnte, denn Wiesengras mit jenen für das Auge so gefälligen Blumen wuchs dort nie, wohl aber standen größere oder kleinere Laubholzgruppen in weiterer oder näherer Entfernung daselbst. Ueberschwemmungen, die bei dem an dieser Flächenseite des großen Planes gerade sehr niederen

Ufern nicht selten vorkommen, hatten dort ziemlich große Weiher, eine Art kleiner Seen gebildet. Binsen, Rohr und Calmus fanden gedeihlichen Boden.

Diese Herrenwiese nun hatte Herr von Weißenberg der Stadtgemeinde abgekauft und mit unendlichem Kostenaufwand in ein reizendes Besitzthum umwandeln lassen. Zunächst war das flache Ufer in einer solchen Höhe aufgemauert worden, daß von einer Ueberschwemmung nicht mehr die Rede sein konnte, darauf wurden die feuchten Vertiefungen ausgetrocknet und planirt, die Baumgruppen mit dem Ganzen in Einklang gebracht. Denn größten der Weiher hatte man beibehalten und so einrichten lassen, daß er vom Strome gespeist wurde, während wiederum durch andere Vorkehrungen dafür gesorgt war, daß das Wasser nicht stagniren konnte. In der Mitte dieses kleines Sees befand sich eine artige Insel mit einem Pavillon, zu welcher eine Brücke führte.

Die Villa selbst, einem kleinen Schlosse mit einem viereckigen Thurme vergleichbar, gab dem Hause in der Stadt an Luxus der Einrichtung nichts nach, wennschon Ueberladungen, auf die

man dort häufig stoßen mußte, hier sich weniger bemerkbar machten. —

Der Kreis der Eingeladenen hat sich bereits versammelt. Der Theetisch ist in der Veranda hinter der Villa arrangirt.

Von hier aus hat man allerdings ein wunderlieblich Bild vor sich, zur Rechten rauscht der majestätische Strom auf stolzen Wellen vorüber, nach links steht eine Gruppe Silberpappeln, nach der Fronte zu schließen sich andere Laubholzgattungen an, hier und da erheben ernste Waldbäume ihre Nadelkronen, durch die Stämme der Bäume schimmert der Teich mit der Insel. Eine Ringmauer umgiebt das Ganze, sie ist sofort nach ihrer Vollendung mit Epheu besteckt worden, der jetzt bereits ein gedeihliches Wachsthum zeigt. Gegenwärtig liegt die reizende Besitzung im Maienabendsonnenschein.

Von den in jener Veranda außer der Familie versammelten Personen erwähnen wir nur eine Dame, Fräulein Ulrike von Barby, es ist dieselbe, welche damals Felix die Dame mit dem musikalischen Gesicht nannte, dieselbe, welche wir an der table d'hôte trafen. Sie steht mit der von Weißen=

berg'schen Familie in einer gewissen freundschaftlichen Beziehung.

Werrle's Drama mit der Musik Felix' ist bereits anderwärts aufgeführt worden. Ulrike hat von einem Verwandten, welcher der Aufführung dort beigewohnt, einen Brief darüber erhalten und so eben davon gesprochen.

Das Gespräch über dieses Thema will ein allgemeines werden, als Felix gemeldet wird.

Wir müssen annehmen, daß die kurze Unterredung mit Werrle auf unseren jungen Tonkünstler von Einfluß gewesen ist, denn er tritt mit einer Sicherheit und Selbstbewußtsein in den Kreis, welche ihm sonst nicht eigen sind.

Die übliche gegenseitige Vorstellung ist vorüber, Felix sitzt zwischen Laura und Ulrike.

„Ihr Herren von der Kunst," beginnt der Commerzienrath die Unterhaltung, nachdem sich das Geklapper der Tassen, Teller und Löffel gelegt hat, und die Bedienung in den Hintergrund getreten ist, „seid in der That zu beneiden."

„Wie so?" fragt Felix.

„Die Werke, die sie geschaffen, kommen mir vor wie die Apostel, sie gehen hin in alle Welt und

lehren alle Heiden, d. h. uns, die wir doch so eigentlich, wenn wir ehrlich reden wollen, nichts von der Kunst verstehen, obschon wir sie lieben" —

„Und uns gern von ihr unterhalten lassen," setzte Laura hinzu.

„Ich meine," fuhr Ulrike fort, „bei der Unterhaltung sollten wir es nicht bewenden lassen, sondern uns bemühen, des Schönen, was sie giebt, uns bewußt zu werden, denn nur dann erst genießen wir."

„Je nun, liebes Fräulein," entgegnete die Räthin, „es ist das nicht Jedermanns Sache."

„Dagegen, Frau Rath, muß ich mir die Bemerkung erlauben, daß es wohl zur Aufgabe eines jeden Lebens, welches auf den Titel: menschlich-schönes Anspruch machen will, gehört, sich zu vergeistigen; das aber geschieht nur durch das Vertiefen in alles, was schön heißt, sei es Natur, sei es Kunst."

„Ei, Du bewegst Dich ja im Idealen, mir schwindelt schon, nach Deiner Höhe hinaufzublicken, ich für meine Person liebe das Reale," unterbrach Ulrikens Rede Laura ziemlich erregt.

„Chacun à son goût, meine liebe Laura, brechen wir davon ab. Wissen Sie, Herr Felix," sagte Ulrike, zu diesem gewendet, während die übrige Gesellschaft in Einzelunterhaltung überging, „daß ich gegenwärtig im Stande bin, Ihnen eine recht große Freude zu bereiten?"

„Gnädiges Fräulein, Sie haben mich bereits durch Ihre vorhin nur erst ausgesprochenen Ansichten sehr erfreut; haben Sie aber noch eine Freude in Bereitschaft, und darf ich diese erfahren, so bitte ich darum."

„Stillschweigen ist mir nicht auferlegt, hier lesen Sie."

Mit diesen Worten überreichte sie Felix den Brief.

„Darf man," fragte Laura, „sich die indiscrete Bitte erlauben, ob auch für uns der Inhalt mittheilsam ist?"

„Darüber haben nur Fräulein von Barby zu bestimmen und erst in zweiter Reihe ich, insofern er über eine Arbeit von mir herrührend berichtet.

„Ich meiner Seits erfülle recht gern die erste Bitte der Tochter des Hauses; der Brief enthält die Copie einer gedruckten Recension in einem sehr

geschätzten Blatte. Sie ist bereits von Vielen gelesen, wird zweifelsohne auch in das hiesige Theaterjournal, aus diesem wieder in das gewöhnliche Localblatt übergehen. Die geehrten Anwesenden, so will ich mir schmeicheln, würden dann doch die Kritik lesen, warum wollen wir nicht anticipando verfahren; allein ich wiederhole ausdrücklich, die Hauptentscheidung steht lediglich der Eigenthümerin des Briefes zu."

„Diese hält mit ihrer Einwilligung nicht einen Augenblick zurück und macht sich noch das besondere, specielle Vergnügen, die Besprechung selbst vorzulesen, um dem jungen Künstler den Beweis zu geben, wie sie für ihre Person ganz und gar mit jenem kritischen Referenten übereinstimmt und beinahe dasselbe, nur freilich nicht in der gewandten Ausdrucksweise jenes, kurz nach der auf hiesigem Theater stattgefundenen Aufführung der „Wally" in einer Gesellschaft ausgesprochen hat."

Sie neigte das graziöse Haupt verbindlich nach Felix und trug hierauf den Inhalt des Briefes, die glanzvolle Besprechung, mit unverkennbarer Wärme und großem Interesse mit ihrem klangvollen Organ vor.

„Nun, wie ich vorhin schon bemerkte,“ unterbrach der Commerzienrath die Pause, die nach dem Vorlesen des Briefes erfolgt war, „der Künstler lebt überall. Wer schreibt über uns? Wann lesen wir unseren Namen gedruckt, höchstens zweimal: wenn wir uns verloben und wenn wir uns trauen lassen, was auch nicht allen passirt, weil sich nicht alle verheirathen; die beiden anderen Male sind für uns nicht da, denn die Anzeige unserer Geburt weiß eben so wenig wie wir Wiegeninsassen, unseren Namen, darüber entscheidet erst später ein Familienrath nach Pflicht und Gewissen unter Zuziehung des namenreichen Kalenders, die Anzeige unseres Todes können wir nicht mehr lesen. Entschuldigen Sie, verehrte Gäste, übrigens, wenn ich im Allgemeinen über uns alle gesprochen habe; allein ich glaube kaum, daß es Ihnen anders ergangen ist und noch ergeht, sollte es aber doch sein, so ist das immer noch nichts gegen Künstlernamen. Sie sind Schaalen mit Perlen, das ist es eben, man denkt sofort an alles das Schöne, womit sie die Welt beschenkt. Ich würde es mir nicht nehmen lassen, ein Hoch auf Herrn Felix auszubringen,

wenn statt der prosaischen Tasse der poetische Becher vor mir stände."

„Ei, Herr Commerzienrath!" sagte sich erhebend schalkhaft Fräulein von Barby, „ich werde Sie beim Worte halten, meine Einladungskarte enthält einen zweiten Theil. Ich müßte mich sehr irren, in diesem dem poetischen Becher nicht zu begegnen."

„Ich aber muß," schloß sein Wort Felix an die Rede Ulrikens an, „so wehe es mir thut, meiner liebenswürdigen Nachbarin nahe zu treten, bitten, es dabei bewenden zu lassen. Es ist nicht genug, ein Werk geschrieben zu haben, das des Beifalls sich erfreut, wie man auch nicht sagt, der Baum blüht, wenn nur eine Blüthe aufgebrochen ist. Allseitig in einer Reihe großartiger, tüchtiger Schöpfungen sei derjenige, der von dem ihm geweihten Lorbeerkranze mit Recht sagen kann: Mein ist der Kranz und mir gehört er zu?"

Ein allgemeines Bravo erschallte. Laura's Augen blitzten, aber das Feuer hatte nicht Begeisterung, überhaupt kein edles Gefühl entzündet; eine Behauptung, die sich weiter unten bestätigen und bewahrheiten wird.

Die Abendsonne war indessen niedergegangen,

nur Purpurbänder lagen am Himmel hin. Die Räthin erinnerte, daß die Luft anfange kühl zu werden, und lud ein, ihr in des Hauses Gemächer zu folgen. Die Herren führten die Damen. Felix hielt es für schicklich, die Tochter des Hauses zu geleiten; er reichte ihr seinen Arm, sie legte den ihrigen hinein und sagte, während sie langsam den Uebrigen als letztes Paar folgten:

„Eigentlich sollte ich es nicht thun.“

„Und warum nicht?“

„Weil ich Ihnen zürne.“

„Womit hätte ich diesen Zorn verdient?“

„Und das fragt mich der Sünder noch? Haben Sie nicht fortwährend mit Ulriken sich unterhalten? Freilich, so geistreich bin ich nicht wie Fräulein von Barby, aber nicht wahr, auch so hübsch?“

Sie sagte das mit jener reizenden Koketterie, die den Neuling — und einen solchen haben wir doch immer noch in Felix vor uns, so sehr er auch durch sein Benehmen unsere Anerkennung gewonnen hat — durch ihre Worte wie die Schlange durch ihre Augen bezaubert. Er erröthete und war verlegen, Laura sah es mit Genugthuung, wartete indessen

seine Antwort nicht ab, sondern fuhr in ihrer Rede so fort:

„Vor meinem Richterstuhle findet Gnade nicht statt, und ich habe daher auch für Sie bereits eine Strafe erdacht. Eigentlich war die Ordnung bei Tafel, was uns Drei, Sie, Ulrike und mich betrifft, dieselbe wie die Reihenfolge in der Veranda, nunmehr aber erhalten Sie nur mich zur Nachbarin und Frau von Mirus statt Ulrikens.“

Sie hatte ihren Arm dem seinigen entzogen, und sah ihn mit den dunkeln Augen scharf in's Gesicht. Felix begegnete diesem Blick ziemlich sicher, wie wir denn die Wahrnehmung machen, daß der junge Mann, der zuerst in Gesellschaft junger, schöner Damen eingeführt wird, anfangs wohl schüchtern und unbeholfen erscheint, dann aber, wenn er diese Ungelenkigkeit überwunden hat, was ihm, wenn ihn sein Aeußeres, mehr noch sein innerer Werth unterstützt, leicht gelingt, kaum wiederzuerkennen ist. So jetzt auch Felix. Er faßte Laura's Hand, küßte sie, und ihren Arm wieder in den seinigen zurückgebend, sagte er: „Meine schöne Richterin sind die Gnade selbst.“

Laura drohte mit dem Fächer.

„Sie sind ein arger Schelm, doch kommen Sie, sonst sind wir die letzten.“ Als sie in die gastlichen Zimmer eintraten, saßen oder standen die Gäste in größeren oder kleineren Gruppen, zwangloser Unterhaltung sich hingebend. Laura wechselte die Karten der Gedecke, Ulrike erhielt einen anderen Platz. — Leise bei sich sprach sie: Du meinst ihn für Dich zu gewinnen? Laß sehen, der Fehdehandschuh liegt, und ich muß ihn besitzen. — Ihr Blick im Aufsehen vom Couvert, traf ihr Bild in dem gegenüberhängenden Spiegel. — Ich fürchte, meine schwarzgelockte Ulrike, Deine blonde Freundin ist nicht so ungefährlich, als Du, Geistreiche, zu glauben scheinst. — Dann die Karte mit dem Namen Frau von Mirus beschrieben zur rechten Seite neben Felix' Platz legend, fuhr sie fort: — Unser Gast ist Künstler, und einer der schlimmsten, ein Musiker. Diese Herren muß man in ihrer Gefühlswelt besuchen, in der sie selbst nicht so recht einheimisch sind, sondern träumen und nachtwandeln, so daß sie eigentlich nicht genau wissen, was sie mit ihrer Musik gewollt haben, da kann man eher mit hineinreden. Die anderen Herren haben die Köpfe klarer, da wird die Sache für uns mißlich. —

Das Verwechseln der bezeichneten Plätze hatte Niemand bemerkt, das ganze Arrangement der Tafel übrigens Laura allein geleitet. Es ergab sich das daraus, daß, als die Einladung an die Versammelten erging, die Plätze einzunehmen, Laura um Auskunft gebeten wurde.

Als sie sich neben Felix niederließ, lächelte sie, als sie gegenüber die Stellvertreterin der Ulrike, Frau von Mirus, sah, eine zwar liebe, aber einfache Persönlichkeit, welche an einer über das Niveau des gewöhnlichen hinausgehenden Unterhaltung sich zu betheiligen nicht im Stande war. Laura's Lächeln erhielt etwas Unangenehmes, als sie Ulriken musterte und ein ernstes Mißbehagen in dem verstimmten Gesichte wahrnahm. Gegen Felix war sie äußerst zuvorkommend und die Liebenswürdigkeit selbst. Dieser fühlte sich in dem Kreise ungemein wohl, der Commerzienrath gerieth nach und nach in seine wirklich erquickende Weinlaune, alle übrigen gleichermaßen, nur die Räthin hielt sich an ihrem steifen, aristokratischen Anker auf den lustig gehenden Wellen der Gesellschaft fest. Ulrike blickte nicht selten ernst vor sich hin, oder bewegte willenlos Messer und Gabel — bei

Tafel immer das untrügliche Zeichen, daß wir im Innern nicht so harmonisch abgeschlossen sind, um an der allgemeinen Heiterkeit ungezwungen Theil nehmen zu können. Gerade diese Augenblicke wählte Laura, nicht nur heiter, nein ausgelassen zu sein. Ulrike blickte nach ihr.

„Sehen Sie, bester Herr Felix, unsere Ulrike ist eifersüchtig auf mich geworden, und das freut mich, denn auch sie verdient Strafe. Stillgeschwiegen!" setzte sie hinzu, als Felix antworten wollte, „wenn Sie etwa meine Nebenbuhlerin gar noch zu vertheidigen suchen, so ist das eine Kriegserklärung gegen mich, und diese Räume, welche hoffen, Sie noch recht oft begrüßen zu können, schließen sich für immer, also wählen Sie!"

„Ich muß gehorsamen, bitte aber über dasselbe Thema ein nächstes Mal um gnädigstes Gehör. Darf ich?"

„Wir wollen's überlegen."

Das Dessert, welches jetzt herumgereicht wurde, begleitete wie gewöhnlich der feurige Trabant, Champagner.

„Ihr treffliches Werk soll leben, darauf stoßen wir leise an. Jetzt füllen Sie die leeren Gläser

wieder, denn für jedesmal, und dreimal stoßen wir an, gebührt sich ein neues Glas."

Felix! Du hast Deines Freundes Warnung, die er Dir durch die Erzählung von den Gefährten des Ulysses gab, nicht beachtet, Dein Fahrzeug treibt der Sireneninsel zu, die schönste der gefährlichen Nixen harret Deiner am Strande mit ausgebreiteten Armen und lockendem Busen, sie ist Dir schon ganz nahe und heißt — Laura.

„Was habt Ihr denn dort," fragte der Commerzienrath von der Tafel herauf, „für heimliche Gesundheiten getrunken?"

„Gestrenger Herr Papa, ich habe nachgeholt, was Du im Garten versprachst, um Deine und Deines Hauses Ehre zu retten; ich habe dem Künstler, dem einzigen, der unter uns ist, ein Hoch gebracht, aber heimlich, erstens, weil er sich eine laute Ovation verbeten hat, zweitens, weil ich keine Rednerin bin. Im Uebrigen können die Herrschaften das Versäumte nachholen."

Ein allgemeines Hoch erfolgte, Felix ging anstoßend an der Tafel herum; er hatte ein paar anerkennende Worte aus Ulrikens Mund gehofft, sie dankte aber nur ernst und in gemessener Ver-

beugung. Laura verfolgte jede ihrer Bewegungen und das schadenfrohe Lächeln glitt wieder in ihr Gesicht. Sie triumphirte: Felix ist gewonnen für mich, verloren für jene.

Felix war zu ihr zurückgekehrt.

„Was sagte denn Ulrike?“ fragte sie.

„Sie scheint nicht gut gelaunt.“

„Das thut Ihnen wohl leid?“

„Allerdings in sofern, als ich nur frohe Gesichter am frohen Mahle sehen will, der Ernst bedarf andere Räume, wäre ich aber schuld, so würde es mich tief schmerzen.“

„Wie eitel! Sie schuld? wie so denn?“

„Wenn ich das Fräulein vielleicht beleidigt hätte, unwissend.“

„Ah, lassen wir das!

„Verehrte Gäste!“ rief sie, „ich beginne jetzt mit meinem Nachbar, unserm liebenswürdigen Künstler, einen kleinen Streit; wer sich dabei betheiligen will, kann es; zieht aber die Gesellschaft vor, in der seitherigen Weise sich zu unterhalten, so mag sie es, und wir führen unser Vorhaben unter vier Augen aus.“

„Wir betheiligen uns!" erklang es aus aller Munde.

„Nun wohlan! Sagen Sie mir, hat ein solches Drama, Singspiel, wie die Wally, eigentlich eine Berechtigung? — Ich meine, läßt es sich vertheidigen, bald des Dichters Worte, bald die Musik vorherrschen zu lassen? Wer von den Anwesenden hat Lust, mir diese an Herrn Felix gerichtete Frage zu beantworten? Sein Urtheil kommt zuletzt."

Die Wenigen, welche sich thatsächlich betheiligten, wie wohl das anfangs die Meisten zugesagt hatten, bejahten die Frage, schon weil Felix anwesend war.

Ulrike bemerkte:

„Wollen wir ein derartiges Werk ein Singspiel nennen, so gehören dazu alle diejenigen Opern, deren einzelne große Arien u. s. w. durch Recitative nicht verbunden werden. Von diesem Gesichtpunkte aus sind z. B. Preciosa, der Freischütz, auch nur Singspiele, wie denn allerdings auch der Verfasser des ersten Werkes dasselbe ein Schauspiel mit Gesang und Tanz genannt hat. Nun meine ich aber, wenn ein Meister wie Weber dazu

seine unsterbliche Musik geschaffen, so sei die Frage schon beantwortet."

Man stimmte bei.

„Ich muß," sagte Laura, „dem entschieden widersprechen, es ist halb und halb, der Text leidet, um so mehr, je ausgezeichneter die Musik ist. Nun, Herr Felix?"

„Erlauben Sie mir von vornherein zu bemerken, daß die Sache zwei Seiten hat. Alles kommt auf den Text, wie er gearbeitet, und den Stoff, den er bearbeitet hat, an. Ich gebe zu, daß Stoffe, die sich dramatisch nur als Schau- oder Trauerspiele gestalten lassen, eine musikalische Einleitung, vielleicht auch, aber in den meisten Fällen nur kurze Zwischenactmusik vertragen, aber durchaus keine begleitende, eingreifende, keine bei offenem Vorhange. Ist der Text, wie der zum Freischütz und zur Preciosa so musikalisch eingerichtet, daß er, zu seiner eigenen Genugthuung — lassen Sie mich das Wort benutzen — der Musik bedarf, so tritt sie, gewissermaßen als Interpret der Gefühlswelt auf, welche der Dichter durch seine Worte in der Hörerschaft erweckt hat, und füllt so das Intervall, was zwischen

der geschlossenen Rede und die später folgenden liegt, vermittelnd aus, indem sie zugleich selbstständig die Motive zur Melodie entwickelt, so zu sagen, den musikalischen Unterbau zur Melodie gründet, auf welcher das nächste Lied, Arie u. s. w., getragen werden soll. Dasselbe, was ich vorhin als nöthig bezeichnete, hat der Verfasser des Textes zur Wally gethan, er ist musikalisch, und es ist mir sehr leicht geworden, darnach zu arbeiten. Um auf meinen obigen Satz zurückzukommen, so frage ich, würde es nicht verletzen, wenn z. B. die Oper: Freischütz Recitative erhielt? Gewiß. Das fromme, gottesfürchtige Jägerkind soll sprechen; ist die Darstellerin der Agathe eine Schauspielerin, die innig, mit einem Worte, kunstgemäß zu sprechen versteht, was jede soll, so wird an ihre Worte sanft, ohne Zwang, wie von selbst verständlich und erwartet, die herrliche Musik Weber's schließen.

Was ich hier von der Partie der Agathe gesagt, gilt von allen anderen. Ich weiß nicht, ob ich klar geworden bin, es ist das sehr schwer, denn jedes einzelne Gefühl spricht in dieser Sache mit."

„Sehen Sie, werthe Versammlung," jubelte Laura, „Herr Felix neigt sich doch mehr auf meine

Seite. Sagen Sie mir," fragte sie plötzlich, von dem Thema abspringend, „haben Sie Tänze componirt."

„Nein."

„Warum nicht?"

„Ich fühle mich dazu nicht angeregt; der schönste Tanz, wie ihn diejenigen nennen, welche gern tanzen, leidet an Monotonie, er besteht aus kleinen, minutiösen, sich wiederholenden Motiven, sehr selten hat er einen Charakter, oder ein entschiedenes Gepräge, wie z. B. der Bauerntanz in der bereits erwähnten Oper: der Freischütz. Der Tanz ist flatterhafte Musik, und dient flatterhaftem Vergnügen."

„Schade! Ihre Antipathie gegen diese flatterhafte Musik und dies flatterhafte Vergnügen bringt mich um die Erfüllung einer doppelten Bitte, die ich nunmehr kaum auszusprechen wage."

„Ich ersuche Sie aber doch darum."

Im Augenblick vernahm man in dem Salon, welcher hinter dem an das Speisezimmer angrenzenden lag, das Stimmen der Instrumente.

„Wir lassen auf das einfache Mahl einen kleinen Hausball folgen, die Musiker, wie Sie hören, geben

bereits ein Lebenszeichen. Nun wünsche ich, daß Sie uns einen recht brillanten Walzer vortrügen und dann mir die Ehre gönnten, mit mir zu tanzen."

„Die erste Bitte erfülle ich mit Vergnügen, die andere kann ich leider nicht verwirklichen, da ich zu tanzen nicht verstehe."

Der Commerzienrath schloß mit dem Wunsche, seine Gäste möchten an der Tafel vergnügte Stunden verlebt haben, das Souper, und knüpfte daran die Aufforderung, die Jugend, „die ich gern um mich habe,

„denn, wie ich irgendwo las, um nicht alt zu werden, muß man sich immer mit jungen Leuten umringen, das schützet wie Katzenfelle vor der Gicht,"

möge sich nun um die Gunst Terpsichore's bewerben, während für das gesetzte Alter Fortuna im Balconzimmer mit Karten und Würfel ihre Dienste anbietet.

In kurzer Zeit hatte man sich im Saale, wie im Spielzimmer arrangirt, gruppirt. Felix saß am Instrumente, Laura trat zu ihm.

„Ich ersuche Sie, geneigtest zu beginnen."

Unser junger Freund, erregt durch den Genuß des feurigen Weines, glücklich durch die ihm von

einem reizenden Mädchen gespendete Huld, extemporirte jetzt, vor dem im Saale befindlichen Instrumente sitzend, einen Walzer, auf den sein gegen Laura ausgesprochenes Urtheil allerdings sich nicht anwenden ließ.

Allgemeiner Jubel brach aus, Laura nahm die Centifolie von ihrer Brust und überreichte die Blume dem Künstler, welcher neben den berühmtesten Walzerfürsten genannt zu werden verdiene, dabei flüsterte sie ihm zu:

„Verstehen Sie wirklich nicht zu tanzen?"

„Ich bedaure —"

Sie wollte antworten, wurde aber daran verhindert, weil man so eben zu dem zweiten Tanze antrat.

Felix fühlte sich in dem Treiben nicht behaglich, andere Melodien gingen durch seine Seele, andere Motive gestaltete sein Geist. Wie wohl, wie selig erleichtert wurde ihm, als er durch den Speisesaal wandelnd in ein anstoßendes Zimmer gelangte. In dessen Mitte stand ein schöner Flügel, er öffnete und gab den durch das selige Herz fluthenden Melodien in den Tönen des klangreichen Instrumentes Ausdruck. Man hätte diese Phantasie:

„Entzückung an Laura" nennen können. Vertieft in seine musikalische Schöpfung hatte er nicht bemerkt, daß Ulrike in das Zimmer getreten. Erst als er geendet, sah er die junge Dame unbeweglich im Sopha sitzen, das Haupt in die Hand gestützt. Obgleich der Anblick ein gar lieblicher war, so erschreckte doch Felix diese überraschende Erscheinung. Ehe er eine geeignete Anrede fand, hatte sich Ulrike bereits erhoben.

„Verzeihen Sie, Herr Felix, einem für Ihre Kunst begeisterten Mädchen, daß es dem Künstler in die gesuchte Einsamkeit nachfolgte. Ermüdet von der langweiligen Unterhaltung eines faden Tischnachbars, abgespannt von jenen Tanzweisen, welche nur die Füße enthusiasmiren, zog mich der Zauber Ihrer Melodien mit unwiderstehlicher Gewalt Ihnen nach. Ach, ich habe glückselige Minuten verlebt, unvergessen werden sie mir bleiben. Liegt für den Künstler Belohnung in dem Bewußtsein, ein Frauenherz beglückt zu haben, so ist Ihnen diese im reichsten Maaße geworden, denn Sie haben mein Herz beglückt, es dankt Ihnen in diesen wenigen, aber warm empfundenen Worten. Leben Sie wohl!"

Ehe Felix von seinem Erstaunen sich erholen konnte, war Ulrike verschwunden. Wann werde ich sie wieder sehen? fragte er, als er kurz nach jener Scene im Musikzimmer das Haus unverabschiedet, um Störungen zu vermeiden, verlassen hatte und seiner Wohnung zuging.

Es verging lange, lange Zeit, ehe er Ulriken wiedersehen sollte. Unterwegs — eben schlug es Mitternacht — fiel ihm der Wunsch seines Freundes Werrle ein, ihn, wenn möglich, noch zu besuchen.

Jener bewohnte ein eigenes Gartenhaus, und zwar das Parterre. Als Felix davor stand, bemerkte er im Fenster noch Licht, auch die Gartenpforte war noch nicht verschlossen.

„Das nenne ich Wort halten," sagte Werrle, das Buch, was er in der Hand hatte, auf den Schreibtisch legend, „nun, wie hast Du Dich unterhalten? mich hat das hohe Lied der Liebe, das jenes Stirn" — er zeigte nach der bekränzten Shakespeare-Büste — „entsprungen, bis jetzt Zeit und alles vergessen lassen, selbst," fügte er lächelnd bei, „Deinen Theeabend. Mit Dir tritt er wieder in mein Gedächtniß. Nun erzähle!"

Felix berichtete lebhaft über das Ganze, ver-

schwieg nicht, wie er bei dem Rauschen der Damenroben nahe daran gewesen sei, in seine alte Muthlosigkeit zu verfallen, allein zur rechten Zeit an seines Freundes Worte erinnert, sich gestählt und so alles glücklich überwunden habe, er gedachte Laura's Liebenswürdigkeit, Ulrikens Begeisterung, und ließ nicht undeutlich durchblicken, daß er für Laura eine besondere Vorliebe gefaßt habe.

„Ich hätte gemeint, Ulrike würde Dich mehr angesprochen haben, denn nur hübsche Mädchen," er betonte das Wort: nur, „findet man in der ersten Hälfte seiner zwanzig Jahre überall, eine Wahrheit, die in mir selbst sich gebildet hat, die ich aber auch neulichst gedruckt las.

„Indessen das Gefühl läßt sich keine Zügel anlegen. Jedennoch ist es gut, wenn man diesem unruhigen Füllen nicht alle Willkür und Laune zuläßt, es wird sonst in seiner ungenirten Leidenschaftlichkeit selbst seinem Herrn lebensgefährlich. Zum Ueberfluß wiederhole ich die Hinweisung auf die Gefährten des Odysseus und die Sireneninsel.

„Für heute bin ich ermüdet, das Studium des Mercutio, den ich ganz verschieden von der jetzigen Auffassungsweise darzustellen gedenke, hat mich ab-

gespannt. Ruhe Du sanft auf Deinen Lorbeeren und Liebesrosen, denn aus der einen, die Du in der Hand hast, wird der Taschenspieler Traum so viele machen, als Du willst, ich werde diesen angenehmen, wenn schon aufregenden Pfühl zum Schlummer nicht nöthig haben."

Als Felix den Freund verlassen hatte, sagte dieser, ihm nachsehend: „Da hat zwar Jemand noch keinen dummen Streich gemacht, ist jedoch nahe daran. Daß er ihn aber nicht macht, dafür werde ich nach Kräften sorgen."

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

Horn, Moritz,

Der zerrissene Dreiklang Roman aus dem Leben eines Musikers

Bd.: 1

Leipzig 1867